This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

198/695

Vet. Ger. III A 181

J. G. Jacobi's

sämmtliche Werke.

Erster Band.

Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie.
1825.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
21 MAR 1963
OF OXFORD
LIBRARY

Jacobi's Werke.

Erster Band.

Erste Abtheilung.

Leben
J. G. Jacobi's.

Von

einem seiner Freunde.

— nec turpem senectam
Degere, nec cithará carentem.

Horat. L. I. Od. 21.

Vorrede.

Ueber seine Lebensumstände hinterließ der verewigte Dichter Johann Georg Jacobi keine schriftlichen Nachrichten. Nur einige kurze Noten sagte er einmal einem seiner Schüler in die Feder. Weiter gehen diese nicht, als bis zu seinen akademischen Studien in Göttingen. Bey diesem Zeitpunkte brach er ab, war auch keineswegs mehr zu bewegen, die Fortsetzung zu geben, sondern sagte verdrüssig: „Das Uebrige wisse man ja „ohnehin."

Nach seinem Hintritte blieb es der Wunsch seiner Wittwe und einiger seiner Freunde, daß dem so allgemein geliebten und geehrten Dichter ein biographisches Denkmal gestiftet werden möchte. Man sammelte also Bruchstücke, so viel man deren theilhaftig werden konnte. Sie wurden theils aus der frühern Literaturgeschichte von der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in welcher der Dichter seinen ersten Ruhm begründete, hervorgezogen, theils aus einem kleinen Vorrathe von Briefen, die derselbe zurück ließ, theils aus einigen wenigen sehr lehrreichen Noten mitgetheilt nur von einem einzigen unter so vielen Freunden, die er besaß; endlich aus einem trefflichen Aufsatze eines sehr gelehrten Mannes in München über das frühere Familienleben des Dichters bis zu seinem Ab-

gange nach Halle. Man benutzte diese letztere Quelle dankbar, oft wörtlich; und wahrscheinlich floß dieselbe aus mündlichen Nachrichten des hochgefeyerten Philosophen Friedrich Jacobi, Bruders des Verstorbenen.

Dieses waren nun die Materialien, die dem Verfasser dieser Biographie zu Gebote standen, und welche derselbe durch die Erinnerungen aus dem persönlichen fast zehnjährigen, aber oft unterbrochenen Umgange mit dem Unvergeßlichen, aus der Beobachtung seines Handelns und seiner Denkweise bis zum Ende seines Lebens ergänzte, mit dem Wunsche, daß dieses kleine historische Gemälde seinen Freunden angenehm, und den vielen Schülern, die er bildete, ein bleibendes Erinnerungsmahl ihres ehrwürdigen Lehrers seyn möge, so wie die Hypomnemata

oder Denkwürdigkeiten des Sokrates, aufgezeichnet von Xenophon, den Schülern dieſes weiſen Meiſters zum Vorbilde für ihr moraliſches, bürgerliches und literariſches Leben einſt gedient hatten.

Den 1. Jenner 1822.

Der Verfaſſer.

Jacobi's Leben.

Den Urſprung der Familie, aus welcher unſer gefeyerte Dichter Johann Georg Jacobi abſtammt, finden wir zu Wollershauſen, einem Dorfe im Hannöveriſchen, nur wenige Stunden von Göttingen entlegen. Dort wohnte der Großvater Johann Andreas Jacobi als evangeliſch-lutheriſcher Prediger, ein Mann von ſtrengen Sitten, ernſter Frömmigkeit und ſtiller Häuslichkeit im Kreiſe der Seinen. Geboren im Jahre 1680, beſtimmt von ſeinen Eltern zu einem Landſchuldienſte, ſtudirte er zu Nordhauſen und nachgehends auf der hohen Schule zu Jena mit jenem eiſernen Fleiße und jener ſtrengen ſittlichen Aufführung, die in der Welt Vertrauen erwecken, und leicht Unterſtützung gewinnen.

Als Jüngling erwarb er ſich ausgezeichnete Kenntniſſe, kam nachgehends in die Familie des Freyherrn von Werthern in Thüringen als Hofmeiſter, in welcher er die Vorzüge einer ge-

felligen Bildung sich eigen machte, die ihm spä-
ter bey der Leitung und Erziehung seiner eige-
nen Söhne so wohl zu statten kam. War er
gleich in den Schulen der sogenannten scholasti-
schen Philosophie erzogen, so schwur er dennoch
nicht auf die Lehrsätze seiner Meister, sondern
erhielt seinen Geist frey und unabhängig. Als
endlich Christian Thomasius, der scharfsin-
nige Leibnitz und der folgerechte Denker Wolf
die philosophischen Systeme reformirten, schritt
er in seinen Kenntnissen vorwärts, und ward
einmal von dem Hannöverischen Consistorium zu
einer weitläufigen Untersuchung und Verantwor-
tung gezogen, weil er einige originelle Lehrsätze
des Superintendenten in Ellrich, die damals
bey den strengen Orthodoxen großes Aufsehen
erregten, freymüthig, doch nur mündlich beur-
theilt hatte.

Nach dem Antritte des Predigeramtes entfernte
er sich sogleich von der Sitte der damaligen Kan-
zelredner, die in ihren kirchlichen Vorträgen mit
griechischen und hebräischen Sprüchen aus der
Bibel in das Volk hineinwarfen, und damit das
Ansehen großer Schriftgelehrter gewannen. Er
befolgte eher die einfachen und schmucklosen Vor-
träge von Spener, Franke, Mosheim und

Reinbeck, forschte und prüfte unaufhörlich, suchte sich nebenher ausländische Sprachkenntnisse zu erwerben, und lernte noch als Landprediger durch sich selbst das Französische. Bis zu seinem Tode waren Schrifterklärung und Naturbeobachtung sein Studium, in welchem er mit Scharfsinn noch immer Fortschritte machte. Noch auf seinem Sterbebette las der sechsundsiebzigjährige Greis eine der neuesten theologischen Schriften, Dr. Heumanns Erklärung des Briefes an die Hebräer. Strenge Ordnung, Sparsamkeit, Frömmigkeit wohnten in seinem Hause. An den Winterabenden hielt er mit seiner Familie und seinen Hausgenossen Betstunden. Er betrachtete solche gemeinschaftliche Erweckungen eines frommen Sinnes als wahre Pflicht christlicher Hausväter. In seine Bücher schrieb er: Fidentem nesoit deseruisse Deus, d. h. Gott verläßt jene nie, die auf ihn Vertrauen setzen. Ihm ward die seltene Freude, daß er seine Söhne noch 17 Jahre als Familienväter wohl versorgt und von ihnen eine Nachkommenschaft von 20 Enkeln sah. Dieses Glück nahm er mit aufrichtiger Bescheidenheit, ermahnte die Seinigen schriftlich und mündlich zu gleichen Gesinnungen, und warnte sie, daß sie die Welt nicht zu lieb gewinnen möch-

ten. „Hat", sagte er, „eine Familie nach „ihren Umständen sich auf eine merkliche Höhe „emporgeschwungen, und wird übermüthig, so „fällt sie wieder; dahero hält sich auch ein sol„ches Geschlecht in gleichem Glücke selten durch „drey Abstammungen; davon sind auch die mäch„tigsten Regenten nicht ausgenommen. Und „kämen sie dahin, daß sie allen benachbarten „Völkern Gesetze vorschrieben, so ist ihr Fall „gewiß am nächsten." — Wann haben sich diese Grundsätze kräftiger bewährt, als in unserer Zeit!

In dieser frommen und ehrwürdigen Familienschule wuchsen empor seine beyden Söhne. Der älteste Johann Friedrich studirte Theologie, und ward nachgehends Generalsuperintendent zu Celle bey Hannover, ein Mann von hoher Geistesbildung und dem reinsten moralischen Charakter, der die allgemeine Huldigung seiner Zeitgenossen bis an das äußerste Ziel seines Lebens gewann, ein scharfsinniger Forscher über Gottes Eigenschaften und die Werkstätte der Natur, der durch Wort und Schrift auch durch Theilnahme bey dem ausgezeichneten landwirthschaftlichen Vereine zu Celle thätig war. Seine Biographie enthält das Nekrolog vom

Jahre 1791. Unabläßig bemüht, ſich zu unterrichten, las er noch am Rande des Grabes im achtzigſten Jahr ſeines Alters Tiedemans Geiſt der ſpekulativen Philoſophie.

Sein jüngerer Bruder, Johann Konrad Jacobi, verließ das väterliche Haus nach erhaltener ſittlicher und geiſtiger Bildung. Faſt ohne alle Unterſtützung aus dem ſehr ſpärlichen Einkommen der Familie widmete er ſich dem Handel, und kam in ein Haus nach Hannover, wo er als Handelsdiener ſtand. Dorthin verfügte ſich jährlich in ſeinen Geſchäften ein angeſehener Mann aus Düſſeldorf, der Commerzienrath Chriſtoph Falmer. An dem ſtillen durch Beſcheidenheit und Bildung ausgezeichneten Jünglinge fand er beſonderes Wohlgefallen, nahm ihn mit ſich, und ſtellte ihn an auf ſeiner Rechenſtube in Düſſeldorf. Dort erwarb ſich der junge Menſch, durch Treue, durch Redlichkeit, Fleiß und Einſicht das unbegrenzte Vertrauen Falmers, und endlich wurde ihm in dem großen und geſchäftevollen Hauſe, mit Falmers Tochter, die er heirathete, das Bürgerrecht zu Düſſeldorf zu Theil.

So erhoben ſich dieſe beyden Söhne durch eigenes Verdienſt empor; doch wohlverſorgt,

vergaßen sie des väterlichen Hauses nicht. Sie betrachteten dasselbe als den Mittelpunkt, in welchem sich die getrennt Lebenden von Zeit zu Zeit wieder versammelten. Allezeit um das dritte Jahr unternahm der Düsseldorfer Jacobi eine Reise in das Vaterland, und brachte den Großeltern den Nachwuchs seiner kleinen Familie, die dann aus dem großväterlichen Pfarrhofe zu Wallershausen erhöhte Achtung für alte Sitte, für Frömmigkeit und die sichtbare Hoheit edler Gesinnungen zurückbrachte.

Johann Konrad Jacobi, jetzt Komerzienrath und Handelsmann in Düsseldorf, durch innigste Liebe an Vater und Bruder gebunden, vereinigte in sich alle sittlichen und geistigen Eigenschaften des Hauses, von dem er abstammte. Sie wurden näher bestimmt durch den Einfluß seiner Lebensweise und den Beruf, welchen er sich gewählt hatte. Er war ein sehr verständiger Mann, von schnellem aber sicherem Blicke, von Gegenwart des Geistes, unternehmend aber zugleich vorsichtig, ernst, fast strenge, zuweilen ungeduldig, wenn eine Sache gegen seine Meinung und Einsicht falsch angegriffen wurde. Für die mechanische Kunst hatte er ein vorherrschendes Talent, Freude am Bauen, und war

gewöhnlich sein eigener Baumeister. Mild und bereit jedem hülfreiche Hand zu bieten, kündigte sich sein gefühlvolles Herz sogar im Mitleide gegen Thiere an *). Ein vom Vater ererbter religiöser Sinn durchdrang sein ganzes Leben und Seyn. Für einen Mann, dessen Hauptgeschäft der Handel war, besaß er eine auserlesene Bücherſammlung. Er hatte fleißig zur Uebung seines Geistes die deutschen Schriften des Philosophen Wolf gelesen, und sich, so viel möglich, mit der deutschen Literatur seiner Zeit bekannt gemacht. Vom gemeinen Mitbürger war er geliebt und geachtet, wurde öfters von öffentlichen Behörden um Rath gefragt, und hatte viele Verbindungen am Hofe selbst, wo seine Empfehlungen mehrmals von Wirkung waren, wenn er sie jemanden angedeihen ließ.

Wie alle gute und reine Menschen hatte er seine Freude an der lieben Natur, und an der Kultur des Bodens. Von seinen mühsamen Geschäften suchte er seine Erholung in seinem Garten vor der Stadt, dem sogenannten Pempelfort, der nachgehends durch seinen Sohn,

*) In dem Gedichte: „An meinen Vater.“ Siehe Jacobi's Werke II. Band. 2te Abtheilung.

den Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, als Sitz der edelsten Gastfreyheit berühmt geworden ist. Dieser Garten ward von dem Flüßchen Düssel durchflossen, und durch mehrere helle Teiche belebt. In jenem stillen Aufenthalte erzog er herrliches Obst von allen Arten, innig erfreut, wenn er damit, so wie mit den Weinen seines wohlbesetzten Kellers jemand erquicken konnte. Er hatte eine ausgezeichnete Orangerie angelegt, und meistentheils selbst gezogen und gepflegt. Sein Treibhaus war mit den seltensten Gewächsen aller Welttheile bevölkert. Kurz, seine Lebensweise war jene, die einen wohlhabenden und vielfach gebildeten Geschäftsmann ankündigt, dem weiser Genuß nicht fremd ist.

Er lebte glücklich mit seiner Gattin, Falmers Tochter. Sie zeichnete sich aus als eine Frau von sehr feinem Verstande, von zarter Empfindung, liebevollem Wesen und hoher Religiosität ohne die mindeste Bigotterie. Aeußerst wohlthätig erwies sie sich gegen alle Armen ohne Unterschied des Kirchenglaubens, obgleich sie der reformirten Kirche angehörte; weßhalb nach ihrem Tode die katholischen Armen häufig um ihren Sarg knieten und beteten. Ein zarter Körper-

bau kündigte schon eine große Reizbarkeit an; daher kam es, daß sie sich die Leiden ihrer Mitmenschen tief zu Herzen nahm; daher auch, daß sie die Furcht und Unruhe bey Gewittern nicht wohl bemeistern konnte. Sie gab ihrem Mann drey Kinder, den Dichter Johann Georg, den Philosophen Friedrich Heinrich und eine Tochter. Sie starb frühzeitig, als der älteste Sohn kaum sieben Jahre alt war.

Nun sah sich der Vater veranlaßt, wegen seinem ausgedehnten Hauswesen zu einer zweyten Ehe mit der Tochter des Weinhändlers Lausberg von Elberfeld zu schreiten. Aus derselben entsprangen zwey Töchter, Helene und Charlotte, nebst einem Sohne. Die Mutter besaß zwar nicht einen so ausgebildeten Geist als die erste Gattin; allein sie war ein Bild der reinsten Herzensgüte, der innigsten Liebe und einer Verläugnung und Entäußerung ihrer selbst, die so selten auch bey den besten Menschen gefunden wird. Sie hatte keinen frohern Genuß, als die Freude, den Ihrigen selbst Freude bereiten zu können. Ihrem Manne war sie mit unbegrenzter Anhänglichkeit und Liebe zugethan. Unter den Kindern machte sie keinen Unterschied, liebte alle gleich und vollkommen, und

wenn die aus der zweyten Ehe etwas geschenkt erhielten, so theilte sie es gerne auch unter jenen von der ersten. Georg und Fritz galten vor allen bey ihr, liebten und ehrten hingegen auch sie wieder aus vollem Herzen. Jede Aufmerksamkeit ihr erwiesen, lehnte sie ab, und wies die Kinder damit an den Vater hin. Daher jene rührende Eintracht, Liebe und Friede unter den Geschwistern aus beyden Ehen, welche ihr ganzes späteres Leben hindurch unverbrüchlich fortdauerten. Von Stiefmutter und Stiefgeschwistern war da keine Rede. Die ältern Söhne nannten sie ihre zweyte gute Mutter. Vorzüglich der Dichter Jacobi bewies ihr die herzlichste Anhänglichkeit, und sprach auch in spätern Jahren immer mit Rührung von ihr. Als daher einer seiner Freunde für das Taschenbuch, die Iris, in einer deutschen Uebersetzung über das Grabmahl einer schlimmen Stiefmutter das bekannte Epigramm aus der griechischen Anthologie ihm übersandte, so ward Jacobi darüber ängstlich, nahm es zwar auf, setzte aber darunter ein herrliches Gedicht über eine gute Stiefmutter, das seine eigene Gefühle für die ihm Unvergeßliche ausdrückte.

Auch sogar die Eltern der beyden Mütter legten

keinen Mißton zwischen diese freundliche Harmonie. Georg Christoph Falmer war von herzlicher Güte, von kindlich religiösem heiterm Sinne, der zuweilen, doch nur auf kurze Zeit in jedem Jahre, und fast regelmäßig durch eine hypochondrische Stimmung gestört wurde. Auch er war zweymal verheirathet. Aus der ersten Ehe war unsers Jacobi's Mutter, aus der zweyten die nachherige Geheimeräthin Schlosser in Frankfurt, mit welcher der Dichter aufwuchs, und stets in engster Freundschaft lebte. Auch die Familie von Jacobi's zweyter Mutter in Elberfeld war durchaus hochgeschätzt, und zeichnete sich nicht minder durch anerkannte Rechtschaffenheit aus.

Die ersten Eindrücke, welche gutartige Menschen in den Umgebungen ihres väterlichen Hauses empfangen, wirken wie ein elektrischer Schlag durch das ganze Leben, geben den Anlagen zum Guten oder Bösen die Richtung, läutern durch Erfahrung den Verstand, und befeuern die Phantasie durch wohlthuende Erinnerung des Vergangenen. Ich mußte mich daher bey der Schilderung dieses achtbaren Familienkreises mit einiger Umständlichkeit aufhalten, weil der Dichter, von dem wir zu sprechen haben, ihm alle Elemente des Guten bey dem langen Wirken

seines Lebens verdankte, und mit Recht darauf stolz war, von so ehrenwerthen Ahnen, deren Auszeichnung in einem hohen Seelenadel bestand, entsprossen zu seyn. Einer der trefflichsten Lehrer und Bildner des Menschengeschlechtes unserer Zeit, der alte Pestalozzi, hatte wohl recht, wenn er das fromme Familienleben das Heiligthum der Wohnstube nannte, aus welchem die beglückende bürgerliche Tugend hervorgeht, und so lange noch hervorgehen wird, als die Geschlechter der Erde ihren hohen Werth nicht mißkennen.

Unser Dichter Johann Georg Jacobi, der anmuthsvolle Liebling der Musen, war den 2. September 1740 in Düsseldorf geboren. Von seiner Kindheit an hatte er eine schwache Gesundheit, die beständige Schonung erforderte. Als Knabe litt er an der sogenannten englischen Krankheit, daher setzte sich frühe bey ihm eine gewisse Furchtsamkeit und Unbehülflichkeit der körperlichen Bewegung an, die ihn durch das ganze Leben nicht mehr verließ. Unter die frühesten Begebenheiten, deren er sich immer erinnerte, gehört, daß in dem väterlichen Hause ein Kindsmädchen katholischer Religion stand, die ihn mit vieler Liebe und Sorgfalt pflegte,

auch ihn oft mit Erzählungen unterhielt. Die Mutter derselben war eine arme Wittwe, bey welcher das Kind oft ganze Tage zubrachte, wenn es im väterlichen Hause etwa zu unruhig herging. Ihr einsames klösterliches Stübchen ward Abends durch eine düstere Lampe beleuchtet, wo oft bey dem dämmernden Scheine eine Legende nach der andern erzählt ward. Diese Umgebungen und Legenden rührten seinen poetischen Sinn an; daher in seinen Schriften so oft Schilderungen der beschränkten Genügsamkeit vorkommen, und sein Mitleid um das Loos der Armuth, auf welches er so oft mit Theilnahme zurückkömmt.

Den frühesten Hausunterricht ertheilten ihm sogenannte Informatoren, oder junge Kandidaten der Gottesgelehrtheit. Sein erster Lehrer war ein phantastischer Mensch, durch welchen seine ohnehin schon lebhafte Einbildungskraft, die reiche Quelle so vieler Leiden und Freuden, noch mehr gespannt ward. Das viele Sprechen über theologische Gegenstände, und die ehrwürdigen Beyspiele, die er an seinem Großvater und Oheim sahe, weckten in seinem jugendlichen frommen Sinne die Entschließung, Prediger zu werden. Hiezu kam noch ein geheimes Gefallen

am Predigen, das ihm, wie wir sehen werden, immer eigen blieb.

Damals waren noch Kontroversen an der Tagesordnung. Man stritt fleißig über Religionslehren. Auf jeden Lehrsatz ward eine eigene Wichtigkeit gelegt, und jeder Artikel kunstmäßig durch Sprüche aus der Bibel und durch Syllogismen bezankt und wo möglich berichtigt. In einer volkreichen Stadt, wie Düsseldorf, wo alle drey christlichen Religionen ihre eigenen Gemeinden hatten, offenbarte sich die Wirkung dieses Zeitcharakters sehr deutlich, und sprach auch den Jüngling Jacobi an. Er verfiel in einen polemischen Geist, und übte ihn um so lieber, weil er vernahm, daß die Jesuiten Versuche gemacht hätten, seinen Vater zur katholischen Religion zu bekehren. Aber diese Streitlust über Gegenstände des Kirchenglaubens nahm bey ihm den Charakter seines milden Herzens an; Menschenliebe blieb der Grundton, aus dem er sprach, und sein Streiten war mehr Uebung seines Scharfsinns und der dialektischen Kunst als Ausbruch von Erbitterung. In seinem väterlichen Hause wohnten alle drey Religionen friedlich neben einander. Der Vater und die Söhne waren evangelisch lutherischer Religion. Da äußerte einmal

der junge Controverſiſt den ſonderbaren Wunſch, daß doch ſein Bruder der reformirten Religion zugethan ſeyn oder werden möchte, damit er das Vergnügen haben könnte, ihn wieder zu bekehren *).

Neben der deutſchen Mutterſprache lernte Jacobi gleichzeitig die franzöſiſche. Noch als Kind ward er in die franzöſiſche Schule geſchickt; ſodann befand ſich auch in dem Hauſe für ſeine Schweſtern eine franzöſiſche Erzieherin, in deren Geſellſchaft die Knaben täglich Zutritt und Uebung hatten. Ueberhaupt war damals zu Düſſeldorf das Franzöſiſche die geſellſchaftliche Sprache in allen vornehmern Zirkeln. Die franzöſiſche Bücherſprache lernte er für ſich durch eigenen Fleiß in Leſung des Telemach von Fenelon, des Tragiker Racine und des Satyriker Boileau. Nach dieſen Uebungen kam er als Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren auf den Einfall, noch ohne die dramatiſchen Regeln zu

*) Einen faſt ähnlichen Wunſch hörte ich einmal von zwey Freunden; der eine wünſchte dem andern ganz ernſtlich eine Krankheit an, um das Vergnügen zu haben, ihn mit Liebe pflegen und beſorgen zu können.

kennen, ein Trauerspiel in französischen Versen und in zwölf Akten unter dem Titel: *le traître Protesilas* zu schreiben. Den Inhalt nahm er aus dem Telemach, und hatte manche halbe Nacht daran gearbeitet. Die Tragödie ward in dem Hause des Vaters an dessen Geburtstage in Gegenwart der ganzen Familie aufgeführt. Einige Zeit darnach schrieb er ein Nachspiel, auch französisch, welches schon etwas regelmäßiger ausfiel. Ebenso dichtete er frühzeitig als Knabe mehrere Gelegenheits-Gedichte und geistliche Lieder. Ja, vor jener französischen Tragödie hatte er schon ein deutsches Trauerspiel: Der Selbstmörder Nero, versucht. Man kann sich vorstellen, daß in einem so häufig besuchten Hause, wie sein väterliches war, es von Seiten der Fremden nicht an verschwenderischem Lobe fehlte, welches seinem Dichter- und Rednertalente reichlich ertheilt ward. Dieser Beyfall erzeugte in ihm, wie er in spätern Jahren noch erzählte, eine große Einbildung von sich selbst, gab seiner Eitelkeit vielfältige Nahrung, zugleich aber auch Sporn seinem Fleiße, der für seine Jahre außerordentlich und unermüdlich war. Doch mit besonderer Liebe trieb er nur eigentlich die Studien, die seine Einbil-

dungskraft ansprachen. Einen entschiedenen Widerwillen bezeigte er gegen das Rechnen und die Erdbeschreibung. Doch mag der Fehler eher auf Seite seiner Informatoren und ihres öftern Wechsels gewesen seyn. Unter ihnen war mancher, der nach einer sehr verkehrten Methode verfuhr; einer ermüdete ihn zuweilen mit der Erdkugel von Morgen bis Abend unaufhörlich, ein anderer fing die Logik mit ihm an, und that sich darauf etwas zu gut, daß er sie innerhalb acht Tagen vollendet hätte. Aber der Eindruck dieser schiefen Methoden glitt an Jacobis natürlich gutem Verstande zum Glücke ohne Nachtheil ab.

In jene frühere Zeit fällt auch seine erste Liebe. Denn nur zu frühe meldeten sich bey dem aufwachsenden Jüngling die zärtlichen Leidenschaften. Der erste Gegenstand einer schwärmerischen Zuneigung war ein hübsches Mädchen aus seiner Gemeinde; er sah sie als Kind in dem großväterlichen Hause, wo sie mit ihm und seinem Bruder in den französischen Unterricht kam; später, wegen der Kälte zwischen den Vätern, im Hause weniger, am öftersten noch bey dem Ausgange aus der Kirche, wo er gewöhnlich an der Thüre auf sie wartete, um sie

wenigstens geſehen oder ein Wörtchen zu ihr geſprochen zu haben. Allein nie kam es zu einem offenen Bekenntniß ſeiner Zärtlichkeit. Indeſſen blieb ſie die Königin ſeiner Gedanken; er ſah ſie immer im Roſenlichte, wie einſt Petrarka ſeine Laura. Sie ſtarb in der Blüthe ihres Alters im achtzehnten Jahre; Jacobi ſtand im gleichen Alter. Der Schmerz über ihren Verluſt war groß und höchſt empfindlich griff er ſein Herz an; aber er wußte ihn zu verbergen. So viel es ihn auch koſtete, war er doch Abends in der Kirche, als man ſie begrub. Um den Leichenzug nicht zu ſehen, verſteckte er ſich hinter einen vergitterten Kirchenſtuhl; als er jedoch einmal aufblickte, da trug man eben den Sarg an ihm vorbey. Tief ward er durch dieſe Erſcheinung erſchüttert, er fing an zu beben und zu weinen; der Eindruck blieb unauslöſchlich. Die Verklärte ward für lange Zeit die Herrin ſeiner Seele; treu bewahrte er ihr reines Bild und heiliges Andenken. Sie ward ihm zum Schutzgeiſte in den erſten gewöhnlich ſo gefährlichen Univerſitätsjahren; die fromme heilige Liebe ließ keine niedrige neben ſich aufkommen.

Gleich auf dieſen Zeitpunkt, nachdem er ſich zur Theologie beſtimmt hatte, trat er im Jahre

1758 seine Reise nach der hohen Schule zu Göttingen an. Aber noch kurz vor dem Weggehen mußte er die Beschießung Düsseldorfs durch das hannöversche Heer in der Zeit des siebenjährigen Krieges erleben. Er flüchtete mit der Familie, war aber noch Augenzeuge, wie die ersten glühenden Kugeln die Gebäude der Stadt anzündeten. Der Anblick dieser schrecklichen Kriegsscene empörte das reitzbare Gefühl des Jünglings; und tief grub sie sich in seine Phantasie.

Auf der Reise nach Göttingen nahm er einen Umweg über Celle, und verweilte dort bey seinem trefflichen geistlichen Oheim. Wir kennen den Mann schon aus dem, was wir oben von ihm sagten. Wie mußte derselbe auf den verständigen gefühlvollen Jüngling wirken! Sein liebevolles, sanftes, verträgliches Wesen, sein Mitgefühl mit allen Leidenden; diese Zartheit der Empfindungen und Aeußerungen, wie bey Wenigen; diese ächte Demuth und Selbstverläugnung, diese Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe auch in den kleinsten Handlungen prägten sich dem entgegenkommenden Herzen des jungen Dichters ein und behaupteten einen entschiedenen Einfluß auf die Leitung und Denkweise seines künftigen Lebens.

Endlich kam er zu Göttingen an, und wohnte in dem Hause des Professors Weber, dessen Vorlesungen über Logik und Methaphysik von den Studirenden fleißig besucht wurden. Dieser Gelehrte war ein strenger Wolfianer, ziemlich pedantisch, der, um die Klarheit des Vortrages zu erzwingen, in vorgezeichneten schulgerechten ungeheuren Tabellen gleichsam eine Landkarte der Wissenschaft seinen Schülern immer vor Augen legte. Die Wolfische Philosophie war für sich selbst schon eine sehr trockene Lehre, kraft der mathematischen Methode, in welche ihr scharfsinniger Erfinder sie eingeengt hatte. Für einen heitern, phantasiereichen, nach Bildern strebenden Geist, wie ihn Jacobi hatte, konnte sie nicht einladend seyn. Indessen arbeitete er sich auf dem schroffen Pfade so gut durch, als es möglich war. Um sich zur Verständniß der Bibel vorzubereiten, fing er dann als angehender Theolog an, bey dem berühmten Orientalisten, Professor Michaelis, die hebräische Sprache zu lernen. Allein auf der andern Seite zogen ihn stets die holden Musen unwiderstehlich an, und er wollte sich auch die neuern europäischen Sprachen aneignen, in welchen sie bey den Völkern unsers Welttheils gesungen hatten.

Er verwendete seine meiste Zeit auf das Italienische, Englische und Spanische. Den Dichter Petrarka las er, wie er behauptete, mit geringem Wohlgefallen. Dieß ist schon Vielen widerfahren, die außer fünf oder sechs Sonetten, welche freylich unvergleichlich sind, in den andern Gesängen nichts fanden, als das ewige Drehen um den nämlichen Gegenstand, nämlich die Liebe zu Laura, für welche unter tausend Formen die poetischen Ergießungen ohne große Abwechselung der Ideen fortlaufen, und am Ende durch Wiederholung gleichförmiger Bilder ermüden. In den übrigen Studien war jedoch, seiner sonstigen Gewissenhaftigkeit ungeachtet, in dieser ersten Periode des akademischen Lebens der Fleiß nicht so groß, wie er seyn sollte. Denn in seinem Gemüthe entspann sich ein Zwiespalt über seinen Lebensplan, gegen die Lust, sich mit übersinnlichen Gegenständen zu beschäftigen. So schwand immer mehr die Neigung zu den theologischen Wissenschaften. Er änderte also seine Entschließung, und nahm sich vor, die Rechtsgelehrtheit zu studiren. Solche Krisen sind in jungen Gemüthern nicht selten, ereignen sich nie ohne innern Kampf, und lähmen für eine Zeit den Frohmuth und die Thätigkeit.

In der nämlichen Epoche geschah es, daß der siebenjährige Krieg fortwüthend sich in das Hannöverische wälzte. Das französische Heer zog vor Göttingen, und besetzte die Stadt. Das kriegerische Ungeheuer verscheuchte die meisten Studenten; um demselben auszuweichen, reisete Jacobi zu seinem geistlichen Oheim nach Celle, bey welchem er den ganzen Winter blieb; der zärtlich besorgte Mann wollte ihn auch nach der Universität nicht so bald zurück lassen. In der Stadt Celle machte er Bekanntschaft mit Avenarius, der später eine Uebersetzung des komischen Gedichtes von Zacharia's Murner in der Hölle in sehr schönen lateinischen Versen herausgab, ein Mann von entschiedenem Talente für Poesie, welcher damals auch vieles in deutscher Sprache dichtete, aber nichts darin drucken ließ. Von seinem Umgange ward Jacobi bis zur Begeisterung ergriffen; auch verdankte er ihm die nähere Bekanntschaft des unvergeßlichen Dichters Uz, dessen poetische Geisteserzeugnisse mit Recht als eine hoch erfreuliche Erscheinung in dem Reiche der schönen Literatur angesehen wurden, und noch heut zu Tage entschiedenen Werth behalten. Unter andern verfeinerten den Jüngling die vielen gesellschaftlichen Zirkel der

Stadt, besonders der Umgang mit manchen gebildeten Frauenzimmern, so daß die gezwungenen Unterbrechungen seiner Hauptstudien diesen Winter hindurch für ihn sehr nützlich wurden, und in mancher Hinsicht durch beförderte zwanglose Geistesbildung ihm vortheilhafte Entschädigung gewährten.

Endlich um Ostern 1761 ging er nach der hohen Schule Helmstädt ab, um dort seinen juridischen Studien obzuliegen. Allein auch hier ward ihm sein neugewählter Beruf, ja jede Beschäftigung zu einer beschwerlichen Frohne. Er hatte zwar da, so wie ehedem in Göttingen, nur mit den gebildetsten Studenten Umgang, hätte demnach auch ganz vergnügt leben können, wenn nicht seine Gesundheit sich verschlimmert, ihn eine unbesiegbare Hypochondrie ergriffen, und fast zu jeder Arbeit unfähig gemacht hätte.

Dieser unwillkommene Zustand seiner Gesundheit nöthigte ihn, um Ostern 1762 nach Düsseldorf, seiner Vaterstadt, zurückzukehren, wo er mit seinem vortrefflichen Bruder Friedrich wieder zusammentraf, der indessen drey Jahre auf der Universität zu Genf zugebracht hatte. Der Vater hatte diesen Sohn zwar eigentlich für Handelsgeschäfte nach Genf gesendet; allein in die-

ſer geiſtreichen und gelehrten Stadt konnte der junge Menſch ſeiner unüberwindlichen Neigung, die ihn zu den höhern ſpekulativen Wiſſenſchaften anzog, nicht widerſtehen. Er widmete ſich denſelben mit unbeſchreiblichem Eifer, genoß des Umganges der vortrefflichſten Männer, ward mit dem ganzen Umfange der franzöſiſchen Literatur vollkommen vertraut, und gerieth endlich bey ſeinen Landbeſuchen auf dem benachbarten Orte Ferney mit Voltaire in perſönliche Bekanntſchaft. Es war nämlich damals ein junger ruſſiſcher Graf Soltikow von der Kaiſerin Katharina dahin geſchickt worden, um dem alten Philoſophen Materialien zur Geſchichte Rußlands zu überbringen, und demſelben bey der Bearbeitung als Dolmetſcher beyzuſtehen. Soltikow, ein ſehr wiſſenſchaftlicher ganz für die Literatur glühender Jüngling, fand ſich von dem Geiſtesverwandten Friedrich Jacobi mächtig angezogen. Zwiſchen beyden entſtand nun die engſte Freundſchaft, und ſo machte der Ruſſe ſich eine Angelegenheit ſeinen jungen deutſchen Freund auch bey Voltaire aufzuführen.

Man kann ſich vorſtellen, mit welcher Freude die einige Jahre getrennt geweſenen Brüder einander wieder in Düſſeldorf umarmten. Frie-

drich Jacobi, der die französische Literatur so fleißig durchgearbeitet hatte, machte nun den Bruder Georg mit der französischen Dichterwelt und ihrer Feinheit vertrauter, so daß dieses einen mächtigen Einfluß auf die eigenen deutschen Versuche, mit denen er sich immer beschäftigte, haben mußte. Der Bund innigster Zärtlichkeit zwischen beyden Brüdern ward erneuert, befestigte sich enger durch glückliches Zusammenleben während eines ganzen Sommers, und durch gegenseitige Anerkennung so schöner geistiger Entwickelungen. Sie faßten eine unaussprechliche Liebe für einander, und Georg hing mit seiner ganzen gefühlvollen Seele an seinem jüngern Bruder Friedrich, dessen ernste Weise, das Leben und die Wissenschaften anzusehen, Wahrheit und höchste Menschenwürde zu ergründen und zu begründen, ihn mit mehr als Freundschaft und Bruderliebe, ihn mit einer Art von Verehrung an den gründlichen philosophischen Forscher für sein Leben lang band.

Endlich im Herbste 1762 ging Georg wieder nach Göttingen, um, wie es seine Absicht war, dort das Studium der Rechtsgelehrsamkeit fortzusetzen. Als er das Kirchenrecht bey Böhmer hörte, vollendete dieses trockne System

seine Abneigung gegen das ganze Fach; es dünkte ihn unmöglich, sich mit Frucht weiter damit beschäftigen zu können. Und doch sollte er ein sogenanntes Brodstudium treiben! —

Aber um diese Zeit kam der in der Folge so berühmt gewordene Professor Klotz als öffentlicher Lehrer nach Göttingen. Er verehelichte sich mit einer Freundin Jacobis, und gerieth dadurch zufällig mit ihm in nähere Bekanntschaft. Während dem starb Jacobis zweyte Mutter in Düsseldorf, von welcher er so viel Gutes genossen hatte; sein Schmerz ergoß sich in ein rührendes Trauerlied. Klotz fand diesen Gesang vortrefflich, und gewann Achtung für das sich entwickelnde Dichtertalent seines jungen Freundes; beyde wurden nun je länger je mehr vertraut. Klotz, damals in der Blüthe seines Alters, seines Ruhmes und Ansehens, beredete Jacobi, der Rechtsgelehrsamkeit, die so wenig seinem Geiste angemessen war, zu entsagen, sich aber im Gebiete der gesammten schönen Literatur auf ein akademisches Lehramt vorzubereiten. Bey ihm fand er ein offenes Ohr; denn schon längst fühlte Jacobi, daß er in den bereits versuchten Fächern nie vorwärts kommen, nie darin mit Zufriedenheit und

Auszeichnung wirken würde. Sein Vater willigte am Ende selbst in diese neue Abänderung des Lebensplans. Und wer war nun glücklicher als unser Jacobi, der Ketten der seinem Genius so wenig zusagenden Disziplinen entledigt zu seyn. In der überschwänglichen Freude seines Herzens versprach er nun einem seiner Freunde ihm die prächtige Ausgabe seines römischen Corpus Juris zu schenken, jedoch mit der Bedingung, daß er es auf der Straße öffentlich in Empfang nehme, indem Jacobi ihm dasselbe zum Fenster hinaus werfen würde. Der junge Freund ging also fleißig auf der Straße unter dem Fenster vorbey, das Geschenk sehnsuchtsvoll erwartend, und fing endlich das dicke Buch mit beyden Händen auf, als es der launige Jacobi zur Ausübung einiger Rache für so manche peinliche Stunde, welche ihm das trockene Studium der Rechtsgelehrsamkeit gemacht hatte, zum Fenster hinaus schleuderte. Darüber schrieb er seinem Bruder Fritz einen höchst komischen Brief.

Als Klotz nach Halle in Sachsen berufen ward, zog er bald Jacobi nach sich. Dort übertrug man dem jungen Dichter auf der hohen Schule das Lehramt der Philosophie und der schönen Wissenschaften. Er zeichnete durch musterhafte Vor-

träge in dem ihm angewiesenen wissenschaftlichen Fache sich aus, las unter andern über die Werke der besten ausländischen Dichter, z. B. über Tasso's Gierusalemme liberata, wozu ihm seine erworbenen Kenntnisse in den gangbaren europäischen Sprachen hülfreiche Hand boten. In dem Jahre 1767 erschien von ihm zu Halle ein Bändchen Romanzen*) aus dem Spanischen des Gongora sehr angenehm übersetzt, in zärtliche, lyrische und burleske Abtheilungen geordnet. Auch erschien von ihm das Versprechen, das klassische spanische Heldengedicht *Aracauna* zu übersetzen, das jedoch, so viel mir bekannt, nicht in Erfüllung ging. Die übersetzten Romanzen gewannen damals hohen Beyfall; sie waren der Eigenthümlichkeit des Originals mit großer Geschicklichkeit und trefflicher Harmonie angepaßt, auch mit kritischen Noten erläutert. Hätte er hierin fortgearbeitet, er würde vielleicht noch mehr, als Meinhards Versuche über die italienischen Dichter, geleistet haben.

Allein sein guter Genius sorgte für eine andere Bestimmung. Der Canonikus und Dichter Wilhelm Ludwig Gleim von Halberstadt machte Jacobi's Bekanntschaft in dem Bade

*) Klotz deutsche Bibliothek. 1—6. 2. Stück.

zu Lauchstädt im Sommer des Jahres 1766, wohin auch damals Wieland und Sophie la Roche eintrafen. Die geistesverwandten Männer zogen einander unwiderstehlich an, so wie gewisse chemische Elemente einander sich leicht nähern und verschmelzen. Gleim kannte zu der Zeit von Jacobi noch nichts als ein schönes Liedchen, das in Ramlers Blumenlese erschienen war. Aber die fromme Schüchternheit und herzgewinnende Art des jungen Professors bewirkten die Hinneigung zu einem Freundschaftsbunde, der bis zum Ende ihres Lebens fortdauerte. Gleim entwarf sogleich den Plan, seinen Freund mit sich zu vereinigen, und ihm das unschätzbare Glück der Unabhängigkeit zu verschaffen. Er war ohnehin zu Halle gering oder gar nicht besoldet, und lebte theils von dem Ertrage der Collegiengelder, theils von den Früchten seiner Arbeitsamkeit und seiner Muse. Gleim sah aber wohl ein, daß jenes an dem Orte, wo er war, so höchst unruhige Professorleben für den jungen Mann in die Länge nicht auszuhalten seyn würde. Klotz stuhnd damals auf dem erhabensten Punkte seiner glänzenden Laufbahn; stolz auf seine Kenntnisse, hatte er sich einer Art von Diktatur im freyen Gebiete

der Kunst und der schönen Wissenschaften angemaßt. Es ist wahr, dieser große Gelehrte hatte ungemessene Talente, aber auch einen schneidenden und herrschsüchtigen Ton mit einer Bitterkeit in Schriften und Kritiken angenommen, die ihm Feinde in ganz Deutschland zuzogen, und ihn in tausend Streitigkeiten verwickelten. Allerdings schrieb in jener Zeit niemand besser Latein als er in seinen mit beißenden Urtheilen und Personalitäten verwebten Actis litterariis, wodurch die Ehre vieler wackern Männer gekränkt wurde; niemand konnte in der römischen Sprache klassischer und kräftiger schimpfen. Aber bald rüsteten sich gegen ihn andere mächtige Athleten in der Kritik, die ihn mit glücklichen Waffen angriffen und bestritten, wie Lessing, Herder u. a. Jacobi war zwar an Klotz wegen seiner Beförderung zum Lehramt nach Halle durch Gründe der Dankbarkeit und als sein Hausgenosse durch persönliche Anhänglichkeit und Schätzung seiner Verdienste geknüpft; allein der friedfertige Dichter mochte doch solche feindselige Verhältnisse seines gelehrten Beförderers, an denen er einigen Antheil zu nehmen verleitet ward, wie er selbst eingestand, im Herzen nicht billigen. Ward er doch auch nach seiner Abreise

von Halle gegen alle Wahrheit in Verdacht gebracht, als ob er neben Gleim und andern mit dem gefürchteten Aristarchen noch immer im Bunde stühnde.

Also hörte Jacobi desto eher auf die Stimme seines neu erworbenen Freundes Gleim. Die herzliche Vereinigung dieser beyden für einander geschaffenen Dichter sprachen sich in der zu Halle im Jahre 1768 gedruckten Sammlung ihrer gewechselten Briefe aus. Seit ihrer Erscheinung nannte man Gleims Namen nie ohne Jacobi's; sie erschienen immer in der Welt unzertrennlich, so wie ehedem die gefeyerten Namen von Damon und Pythias. Gleim arbeitete nun mit allen Kräften, seinem Freunde die landesherrliche Erlaubniß zum Ankaufe eines Kanonikats im Stifte zu Halberstadt zu verschaffen, schrieb deswegen im May 1768 an den König von Preußen, erhielt auch eine gewährende Antwort, und so erlebte er die Freude, daß sich Jacobi im Dezember 1769 zu Halberstadt häuslich niederließ.

Von nun an arbeiteten die beyden Dichter gemeinschaftlich im Tempel der Musen. Bald bildete sich in Halberstadt eine wahre Schule der Humanität unter Gleims Einfluß und Mit-

wirkung, in welcher unendlich vieles Gute zur Kultur der schönen Wissenschaften und Veredelung der Sprache vorbereitet und gethan wurde. Nach und nach fanden sich neben Jacobi dort zusammen Michaelis, Klamer Schmidt, Jöhns, Sangershausen, Benzler u. s. f. Es war ein Verein der besten hoffnungsvollsten jungen Geister, die sich dem Dienste der Musen zur Beförderung des Guten und des Schönen gewidmet hatten.

Noch im Jahre 1769 erschien zu Düsseldorf Jacobi's Winterreise; so wie im Jahre 1770 desselben Sommerreise. In der neuesten Zürcher-Ausgabe verwies aber der strenge kritische Dichter die letzte Arbeit ganz aus dem Kreise seiner Werke, obgleich sie bey ihrer Erscheinung mit so vieler Theilnahme gelesen ward.

In dem nämlichen Jahre 1770 erschien zu Halberstadt bey Groß die erste Sammlung der Werke unsers Dichters in zwey Theilen. Nach diesem breitete sich sein Ruhm so sehr aus, daß sogar in Paris schon im Jahre 1771 eine französische Uebersetzung von mehreren seiner Arbeiten erschien, unter dem Titel: *Traductions de diverses oeuvres composées en allemand en vers et en prose par Mr. Jacobi, chanoine*

d'Halberstadt. Paris 1771. Der mir unbekannte Ueberſetzer fällt in der Vorrede ein ſehr günſtiges Urtheil über Jacobi's Schriften, wovon ich einige Stellen, in unſere Sprache übergetragen, hier anführen will: „Einſichtsvolle Kunſtrichter „in Deutſchland (ſagt er) bewundern mit Recht „Jacobi's lebhafte, fruchtbare und fröhliche „Einbildungskraft, beſonders aber jene Zart„heit und Tiefe des Gefühls, welches ihn mit „allen Weſen, die ihn umgeben, in die innigſte „Verbindung ſetzt, und ihn dahin leitet, daß die „verborgenſten Verhältniſſe zum Menſchen ſich „ſeinem Geiſte natürlich und unter tauſend „neuen Geſtalten darbieten. In der Verket„tung ſeiner Ideen herrſcht die höchſte Ordnung „und Beſtimmtheit; ſeine Schreibart iſt deutlich „und leicht, und kaum kann etwas der Harmo„nie ſeiner Verſe verglichen werden. Wer nun „ſolche Gaben beſitzt, verſteht die Kunſt, die „Menſchen zu gewinnen und aufzuklären. Daher, „wenn man Jacobi's Werke lieſt, findet man „ſich durch eine unſichtbare Kraft zur Tugend „hingezogen. Sein Genie zur Tugend iſt eine „himmliſche Flamme in der Hand einer wohl„thätigen Gottheit. Jacobi hat auch einige „Stücke voll der edelſten Frohmüthigkeit gelie-

„fert; aber auch mitten unter dem Lachen ver„liert er nie jene rührende Sittlichkeit, die „immer ein Zeichen einer gefühlvollen Seele iſt. „Bearbeitet er aber ernſthafte Gegenſtände, ſo „weiß er eine ſüße Heiterkeit zu verbreiten, und „die Thränen, die er zuweilen hervorlockt, ſind „immer von einem ſanften Naturgefühl begleitet.“ — Welch ſchönes Zeugniß von einem ſehr gebildeten Ueberſetzer einer Nation, in welcher es Kritiker gab, wie ein P. Bouhours, der einſt die Frage aufwarf: Ob die Deutſchen auch Verſtand haben könnten? —

Zwiſchen dem Zeitpunkt von dem Jahre 1769 bis 1771 muß ich der chronologiſchen Folge wiſſen die Geſchichte mit den ſogenannten Lorenzo-Doſen einſchieben, zu welchen Jacobi zufälliger Weiſe Anlaß gab. Er war bey ſeinem Bruder in Düſſeldorf; ſie laſen mit einander Yoriks empfindſame Reiſen, und kamen auf die rührende Geſchichte des Franziskaner-Bruders Lorenzo, welcher Yorik um ein Almoſen anſprach, von ihm hart abgewieſen wurde, dann aber durch ſein ſanftmüthiges Betragen dem Engländer Reue über die empfindliche Bitterkeit einflößte, nachher zum Zeichen der Verſöhnung eine ſchildkrötene Doſe aus

seiner Hand geschenkt bekam und ihm die seinige von Horn überreichte. — Beyde Brüder wurden durch diese Geschichte, wie jeder, der sie liest, innigst gerührt, schauten einander stillschweigend an, und jeder entdeckte Thränen in dem Auge des andern. Der Greis Lorenzo schwebte ihnen vor, heiliger und ehrwürdiger als die stolzen Stifter so vieler berühmter Orden. Sanftmuth, unüberwindliche Geduld, Verzeihung der menschlichen Fehler, Verträglichkeit und Nachsicht mit den Verirrungen der Welt, lehrte sie Lorenzo's Beyspiel. Das dadurch erweckte Gefühl war ihnen zu süß, um es nicht durch ein in die Sinne fallendes Zeichen festzuhalten. In dieser Absicht kauften sie sich hörnerne Tabacksdosen, und ließen den Namen Lorenzo darauf einlegen. Sie theilten einige derselben ihren Freunden mit, um, wenn je einer aus ihrer Gesellschaft sich durch Hitze überwältigen ließe, der andere ihm die Dose darbieten möge, als symbolische Erinnerung, auch bey der größten Heftigkeit zur sanften Mäßigung zurückzukehren.

Eine solche Dose schickte nun der Dichter Jacobi auch seinem Freunde Gleim nach Halberstadt, begleitet von einem Schreiben (vom

4ten April 1769). Bald darauf ward diese Epistel in dem Hamburger Correspondenten abgedruckt. Wie erstaunte Jacobi nicht, als, gleich nach ihrer Erscheinung, fast alles, was sich zur feinern Welt rechnete, zumal in Ober- und Niedersachsen, nach einer Lorenzo-Dose sich umsah. Die Drechsler fanden den Einfall für ihren Erwerb vortrefflich; mehrere Kaufleute machten daraus eine Sache der Spekulation, und bald wurden die hörnernen Dosen nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch bis nach Dänemark und Liefland als Handelsgegenstand versendet. Ein deutscher Reichsgraf, wie Jacobi in einer Note bey der Zürcher neuen Ausgabe seiner Werke anführt, ließ sogar das Eisenblech, das ihm seine Bergwerke lieferten, zu Lorenzo-Dosen verarbeiten. Jetzt erkannte erst Jacobi seine Schwärmerey, in welcher er versprochen hatte, jedem, der ihm eine solche Dose darbieten würde, brüderliche Vertraulichkeit zu beweisen. Er fing an einzusehen, wie geschwind dergleichen Symbole ihre wahre Bedeutung verlieren, und endlich in eiteln Modetand ausarten.

Eine zweyte Herausgabe von Jacobi's sämmtlichen Werken erschien wieder in Halberstadt

1773 — 1775 in 3 Bänden. Indeſſen begab ſich Jacobi im Jahr 1774 nach Düſſeldorf. Er hatte nämlich den Plan entworfen, eine Zeitſchrift herauszugeben; in dieſer Abſicht nahm er den ſchon ſehr gebildeten Heinſe mit ſich als Gehülfen. Das ſtörte ein wenig, doch nicht auf lange, Gleims Gemüthlichkeit *). Dieſer billigte den Plan der Iris, die wir jetzt die ältere Iris nennen, weil ſpäter nach Jacobi's Verſetzung nach Freyburg eine jüngere Iris, als jährliches Taſchenbuch, bis zu ſeinem Tod erſchien. Die ältere Iris ward vom Jahre 1774 — 1776 in 8 Bändchen abgedruckt. Sie war ganz auf das Bedürfniß der Zeit berechnet. Denn damals war die Epoche der Empfindſamkeit durch Leſung der Schriften des Engländers Yorik und der Nachtgedanken Youngs eingeriſſen. Jener treffliche Humoriſt hatte allerdings in beſſern Seelen wahrhaft

*) Körte, der Herausgeber von Gleims ſeines Oheims Leben (Halberſtadt 1811), machte S. 189 viel Aufhebens über dieſe Entführung Heinſe's, wie er es nannte. Allein Jacobi ward vollkommen von dieſer Beſchuldigung gerechtfertigt in dem Morgenblatt 1810 Nro. 64. Correſpondenz-Nachrichten.

edle Gefühle erweckt, die sich in ihrer Einfalt und Lauterkeit lange erhielten; dagegen aber suchten andere sich durch die Kunst in Gefühle zu versetzen, welche sie sich wünschten, die ihnen aber nicht eigen waren; und noch andere begnügten sich mit dem angenommenen Scheine der Empfindsamkeit. Manche unserer jetzigen Zeitgenossen erinnern sich noch wohl dieser Epoche, welcher bald eine andere nachfolgte, nämlich der sogenannten Kraftmänner und Genies, welche alltägliche Handlungen mit einer Miene von hoher Anstrengung verrichteten, und über die gemeinsten Gegenstände sich in Hyperbeln ergossen. Auch das weibliche Geschlecht, welches bisher von zärtlichen Gefühlen überflossen war, sogar da, wo es nichts zu empfinden gab, fing an, der Seufzer und Thränen müde zu werden, und sich zu einem ernstern Tone hinaufzustimmen; es gefiel sich im Erhabenen. Junge Damen, wie Jacobi sagte, obwohl sie den halben Morgen vor dem Spiegel saßen, und ihnen Putz, Modegeschwätz und andere Albernheiten von der größten Wichtigkeit blieb, schwangen sich doch in höhere Sphären, oder ließen sich von den Kraft-Genies dahin empor heben. Den Charakter eines solchen la-

cherlichen Kraftmannes ſchilderte uns Jacobi unnachahmlich ſchön mit komiſcher Laune in dem neuen Simſon, (S. dieſe Ausgabe ſeiner Schriften II. Band 2. Abtheilung). Hat doch die moraliſche Welt ihre Abſätze in beſtimmten Zeiträumen, während welchen eine Thorheit nach der andern auf die Schaubühne tritt, und ſich wechſelweiſe ablöst. Dieſer unholden Modeſucht arbeitete die ältere Iris entgegen. Sie bemühte ſich die hochfliegenden Männlein und Weiblein wieder auf die Erde zum einfachen Leben herabzuziehen, durch Verbreitung vieler für die Frauenzimmer wiſſenswürdigerer Dinge, und durch belehrende Abhandlungen, wovon Jacobi in der neueſten Ausgabe ſeiner Werke einige als Muſter aufbehielt, nämlich jene über die Reinlichkeit und über die Schamhaftigkeit.

Auch in Frankreich ward dieſe Iris mit großem Beyfalle aufgenommen. Zeugniſſe davon finden wir in einem ſehr witzigen, und noch heut zu Tage mit Vergnügen geleſenen politiſchen Werke, nämlich dem *Espion Anglais*, der vom Jahre 1777 — 1786 in zehn Octav Bänden *)

*) Die erſten vier Bände hatten den Titel Observateur, der nachgehends geändert ward.

angeblich zu London gedruckt erschien. Der Verfasser dieses Werkes gab einem englischen Mylord von allem bestimmte Nachricht, was in der sittlichen, politischen und literarischen Welt zu Paris vorfiel.

Die berühmte Madame Geofrin, das geistreichste und feinste Frauenzimmer dieser unermeßlichen Hauptstadt, machte damals ein sehr glänzendes Haus; bey ihr versammelten sich fast täglich die gelehrtesten Männer, auch alle Fremde, die auf eine feine Bildung Anspruch hatten. Die Gesellschaft war eine ausgezeichnete Schule der Humanität; in ihr kam alles zur Sprache, was im literarischen Fache nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande erschienen war.

In dem XIV. Briefe *), der überschrieben ist: Cours de politique à l'usage des Dames allemandes et autres, meldet der Correspondent dem Mylord folgendes: — „Wir befanden uns „bey Madame Geofrin; einige ausländische Ge„lehrte legten ein (politisches) Werkchen vor, „und, mächtig der deutschen Sprache, übersetzten „sie dasselbe zum Verständnisse und zur Beur-

*) S. 282 — 319.

„theilung der Anwesenden. Die Bearbeitung „schien wohlgelungen und preiswürdig; das „hierüber gefällte Urtheil sprach sich dahin aus: „Der Verfasser habe Belehrung mit feinerm „Witz, neue Ansichten mit Wahrheitsliebe, „endlich das Angenehme mit dem Nützlichen zu „vereinen gewußt. Und da es verschiedene Ge„genstände in Beziehung auf Frankreich enthält, „folglich nicht außer dem Kreise meiner Betrach„tungen liegt, so hoffe ich, daß die Mittheilung Ihnen, Mylord, Vergnügen gewähren „werde. Vor allem aber muß ich Sie von dem „Ursprunge, dann von der Unterbrechung dieses „neuen Journals benachrichtigen.“

„Der Herr Kanonikus Jacobi zu Düssel„dorf, ein Mann, der ausgezeichnete Kenntnisse „mit einem feinern Geschmacke verbindet, als sonst „die Gelehrten seiner Nation nicht besitzen, un„abhängig durch eine freye Lage und mächtig „angezogen von den schönen Wissenschaften, „ward durch die Frauenzimmer seiner Stadt „aufgefordert, sie in die Geheimnisse der Politik „einzuweihen, dabey aber zu verhüten, daß sie „nicht von jener tödtenden langen Weile, die „sie bey Lesung der Zeitungen sonst empfänden, „gemartert würden. Dieser liebenswürdige Ge-

„lehrte unterzog sich der Aufgabe. Bezaubert „von dem Werke Fontenelle's *) über die „Vielheit der Welten glaubte er, daß die Po„litik kein trocknerer und spröderer Stoff wäre, „als die Astronomie. Nach dem Beyspiele die„ses französischen Schriftstellers unternahm er „nun ein belehrendes Werk unter dem Namen „Iris, in welchem er auch auf öffentliche „Angelegenheiten Rücksicht nahm. Die Auf„schrift Iris entspricht ganz dem liebenswürdi„gen Charakter des Verfassers; und das Werk „verbreitete seinen Ruhm unter seinen Nationen. „Unglücklicher Weise hat er den Stoff der Po„litik zu sehr aufgehellt **); einige nordischen „Höfe wußten ihm wenig Dank für seine Frey„müthigkeit; er gerieth darüber in Verlegen„heit, und Vorwürfe, die er empfing, und „geheime Verfolgungen nöthigten ihn, sein

*) Das war wohl eine Einbildung des Franzosen. Jacobi spricht kein Wort von einer solchen Bezauberung durch Fontenelle, deren sein Geist auch gar nicht bedurfte. Anm. d. Herausg.

**) Jacobi's politische Uebersichten von Europa befinden sich in der ältern Iris I. Bd. 3s Stück S. 92. — II. Bd. 3s Stück S. 246. — III. Bd. 3s Stück S. 216. — IV. Bd. 3s Stück S. 253.

„Journal um seiner eigenen Ruhe willen aufzu„geben, das von dem Oktober 1774 nur fünf„zehn Monate dauerte."

So weit der Vorbericht des französischen Briefstellers, dann folgt die Uebersetzung selbst, mit einer allgemeinen Einleitung in die Politik, endlich aber die merkwürdigsten Begebenheiten, die an den europäischen Höfen in Frankreich, in Rußland, Spanien, Deutschland, England u. s. f. vorgefallen waren, alles mit vieler Kunst und Einsicht zusammengestellt.

Daß nun aus dieser Iris eine französische Uebersetzung mehrerer politischer Artikel erschienen wäre, darüber hatte ich schon früher die Versicherung aus Jacobi's eigenem Munde; doch nie hatte er gegen mich einiger Verfolgungen erwähnt, auch nie gegen mich mündlich geäußert ob er selbst Verfasser dieser Artikel gewesen sey; wohl aber widersprach er dieses oder scheint es zu widersprechen in der letzten Beylage zum IV. Bande der Iris. Indessen stieg bey mir der Zweifel auf, ob die Uebersetzung auch treu und gewissenhaft, und nicht etwa mit dem erfinderischen französischen Witze aus Nebenabsichten unterspickt wäre. In diesem Wahne ward ich dadurch bestärkt, weil der Franzose ganz

gegen die Sitte seiner Landesleute, die nur das bewundern, was unter ihnen einheimisch ist — unendlich vieles zum Lobe der deutschen, oder, wie er sich ausdrückt, nordischen Frauenzimmer sagt, von ihrer Strenge, ihrer Neigung sich zu unterrichten, ihrer Besonnenheit und ihrem Scharfsinne spricht, und dabey ihnen das Kompliment macht, daß sie Stärke des Charakters mit Grazie und Annehmlichkeiten verbinden, daß ihre kräftigern Organe, die zu ernsthaften Studien nöthige Geistesanstrengung begünstigen, und daß endlich, wenn sie auch, befreyt von den schwächlichen Zufällen und Nervenkrankheiten, die kleinen Artigkeiten der französischen Frauenzimmer nicht besäßen, sie dennoch durch einen männlichen und unerschrockenen Charakter schadlos gehalten würden, welcher sie vorzüglich zur Führung von Regierungsgeschäften geschickt mache. Hierauf geht der Schriftsteller auf die denkwürdigen Regierungsepochen der damals noch lebenden zwey großen Kaiserinnen Maria Theresia von Oesterreich und Katharina II. von Rußland über, worauf eine äußerst sinnreiche Parallele zwischen Liebes- und Staatsunterhandlungen durchgeführt, und sehr witzig bewiesen wird, daß sie nach gleichen Grundsätzen gefördert würden.

Um die Richtigkeit der Ueberſetzung zu prüfen, ließ ich mir die alte Iris, die ich nicht ſelbſt beſaß, von einem Freunde kommen, und fand wirklich, daß das Franzöſiſche ziemlich treu mit dem Deutſchen übereinſtimmte, bis auf einige Auslaſſungen, die vielleicht dem Genius der franzöſiſchen Sprache angemeſſener in kurze Hauptbegriffe zuſammengedrängt waren. Was übrigens der franzöſiſche Ueberſetzer am Schluſſe ſeiner Einleitung ſagt: Daß nämlich Jacobi die politiſchen Artikel der Iris wegen Neckereyen aufgegeben habe, ſcheint allerdings richtig zu ſeyn. Denn am Ende des IV. Bandes *) erklärt ſich Jacobi in einer kurzen Beylage, daß er von nun an den Artikeln über Politik entſage. Auch liegt in dieſem ſchönen Aufſatze ein Anſtrich von Empfindlichkeit, der auf gehabte Verdrießlichkeiten ſchließen läßt. Er ſagt freymüthig: „Die politiſchen Nachrichten hätte er „für zu unbedeutend gehalten, um von ſtaats„klugen Männern beſichtiget zu werden, oder an „irgend einem Hofe den kleinſten Verdacht zu „erregen. Dieß allein hätte ihn zu den Aufſätzen „ermuntert.“ Dann aber fährt er fort: „Ich

*) Der alten Iris S. 269.

„habe nie mit gedungener Feder geschrieben, und „werde es künftig weder selbst noch durch andere „thun. Auch der, der mit mir arbeitet, muß „ein freyer Mann seyn." Endlich bittet er seine Leserinnen um Vergebung wegen Aufhebung des Versprechens, dieselben mit Politik zu unterhalten, für die er schon andere Entschädigung leisten wolle.

Zum Schlusse fügt er noch die denkwürdigen Worte bey: „Ich fordere nichts von den Großen, will nicht durch empfangene Gunst, aber „auch nicht durch zugefügte Beleidigungen ihnen „ein Recht über mich geben; außer dem, welches der König (von Preußen) über mich hat, „der unter die Zahl seiner Landes-Eingebornen „mich aufnahm, und in seinem Reiche mir eine „friedliche Wohnung vergönnte."

Das ist die Sprache eines freyen unabhängigen und seinen Werth tief fühlenden Mannes. Seitdem folgten auch keine politischen Artikel mehr in der Iris; statt derselben aber eine kleine Einleitung zur Weltgeschichte für Frauenzimmer von Schlosser, die doch nicht weiter als bis zum Tode des persischen Cambyses geht. Mit dem 2ten Stücke des VIII. Bandes schloß Jacobi die ältere Iris. In der Vorrede desselben

nimmt er Abschied von seinen Leserinnen, und spricht von unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ihn nöthigten, diese Monatschrift aufzugeben, verheißt aber von nun an mit denselben sich in Wielands deutschem Merkur zu unterhalten.

Seit dem Jahre 1777 arbeitete also Jacobi vieles in dem Wielandischen deutschen Merkur, durch welchen so herrliche Ideen über Kunst, Literatur und Geschmack in Umlauf gesetzt worden sind. Wieland gehörte unter die Herzensfreunde Jacobi's. Die Verhältnisse beyder Dichter kann man am besten aus den vielen Briefen ermessen, die nach Wielands Tode bey Geßner in Zürich 1815 herauskamen; und mit Vergnügen wird man besonders jene im zweyten und dritten Bande lesen, die zwischen den Jahren 1769—1777 gewechselt worden sind. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Wielands kritische Feile, Mahnungen und Ermunterungen unendlich vieles zu jener klassischen Abglättung beygetragen haben, welche Jacobi's Geist so hervorstechend gemacht hat.

Abwechselnd mit geistreichen Beschäftigungen, und seines Lebens froh, machte Jacobi in den Zwischenräumen fast jährlich seine Lustreise theils

nach Düsseldorf zu seinen Verwandten, theils nach Berlin, Gotha, Braunschweig, Frankfurt u. s. f., wo er überall liebevoll aufgenommen ward, und mit den berühmtesten Männern seiner Zeit in persönliche Bekanntschaft und herzliche Verbindungen kam. So wandelte er im Genusse der edelsten Freundschaft durch ein freyes Leben, gehüllt in seine Ideenwelt, immer thätig in seinem Geiste, belehrend und vergnügend durch die unsterblichen Gesänge, die ihm seine Muse eingab, und die ihm das Wohlwollen der Zeitgenossen erwarb.

Aber nun sorgte das Schicksal, daß der berühmte Dichter wieder dem südlichen Deutschland zurückgegeben, und in eine mehr praktische Laufbahn versetzt werde, in welcher er durch Unterricht und Beyspiel vielen hundert Jünglingen, die zu seinen Füßen saßen, ein nützlicher Lehrer werden sollte. Im Jahre 1784 erhielt er einen ehrenvollen und vortheilhaften Ruf an die hohe Schule zu Freyburg in Breisgau; die Gründe, die ihn bestimmten, denselben nicht abzuweisen, und sich neuerdings dem akademischen Leben mit Fleiß zu widmen, sollen sogleich weiter unten angeführt werden. Erlaube man uns nur vorläufig einige Bemerkungen zu machen, die der Zeitgeschichte angehören.

Als Jacobi in Freyburg ankam, fand er bereits einen guten wissenschaftlichen Grund geebnet und fruchtbar gemacht. Denn schon unter der Regierung der Kaiserin Maria Thereſia waren auf den österreichischen Schulen und Universitäten die vortheilhafteſten Umbildungen veranſtaltet worden. Aber hier müſſen wir noch einen Rückblick auf die früheren Zeiten werfen. Seit dem Jahre 1623, wo die Jeſuiten zum erſtenmale in Freyburg eingeführt wurden, hatten ſich dieſelben nicht nur der untern Gymnaſialklaſſen, ſondern auch der philoſophiſchen und theologiſchen Lehrſtühle ausſchließend bemächtiget, und ſie bis zu ihrer Austreibung im Jahre 1775 behauptet. Sie hatten über alle Geiſter eine weitgreifende Herrſchaft befeſtigt; denn aus ihren Schulen und aus ihren Lehrbüchern ging die Elementarbildung des Volkes aus, und mit ihr die höhere wiſſenſchaftliche, die moraliſche und religiöſe in alle Stände, weil man damals keine Auswahl hatte, anderswo, als bey ihnen, pädagogiſchen Unterricht zu nehmen.

Die Namen der großen Männer, und ſo vieler gelehrten Literatoren, die vom Anfang der Stiftung der Univerſität durch das fünfzehnte, ſechszehnte und das erſte Viertel des ſiebenzehnten

Jahrhunderts dieſen herrlichen Muſenſitz glänzend gemacht hatten, und deren Schriften man noch heut zu Tage mit Vortheil und Bewunderung lieſt, ſanken nach und nach in unverdiente Vergeſſenheit. Die Lehrmethode der Jeſuiten, mit denen das katholiſche Deutſchland überſchwemmt ward, iſt zu Genüge gewürdiget worden, darf alſo hier nicht weiter beſchrieben werden. Erſt unter der Regierung der ebengenannten großen Kaiſerin erlebten die Jeſuiten bedeutende Demüthigungen durch das Hervorragende beſſerer Einſichten und auch durch die Verdienſte von Männern aus andern geiſtlichen Orden, welche man ihnen vorzog und entgegenſetzte, hauptſächlich in Freyburg von dem gelehrten Auguſtiner Profeſſor Klüpfel. Ihre Entfernung war demnach ſowohl für die ſchönen, als auch für die ernſthaften Wiſſenſchaften eine große Wohlthat. Auf der andern Seite wirkte der Zeitgeiſt, der ſein Reich immer weiter verbreitete, dem alt beſtandenen Syſteme unaufhaltſam entgegen. Die Neigung ſich gründlicher zu unterrichten, und die Liebe zu der höhern und auch zur ſchönern Literatur gewann nach und nach die Oberhand; man las mit Vergnügen die beſten deutſchen Dichter, vorzüglich Wieland, der dem ſüdlichen

Deutschland ohnehin ursprünglich angehörte, und durch seinen deutschen Merkur, das erste regelmäßige Journal, so vielen Geschmack für die schönen Künste und Wissenschaften einflößte. Hiezu kamen noch die Literaturbriefe von Lessing und die so fruchtbare allgemeine deutsche Bibliothek, welche das Studium einer scharfen Kritik so wesentlich beförderten half. Der Kreis gesunder Ideen ward erweitert, und die Sprache verfeinert.

Nachdem endlich Kaiser Joseph II. an die Regierung kam, dessen weise Gesetze durch die zugestandene Preßfreyheit die alten Fesseln sprengten, von denen die Geister so lang eingeengt waren, da erwachten in den meisten österreichischen Provinzen neue Lebensregungen; man schrieb und druckte seine Gedanken öffentlich, die man ehedem einander kaum heimlich *per disciplinam arcani* mitzutheilen gewagt hatte. Es entstand durch alle wissenschaftlichen Fächer ein Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß, der in Freyburg von einigen vortrefflichen Männern in der Schrift: Der Freymüthige, siegreich geführt ward. Ohnehin war auch schon früher in dieser aufgeweckten Stadt großer Zwang nicht leicht anwendbar; denn da sie an der äußersten Grenze Deutschlands gelegen ist, und immer ein freyer Verkehr

mit Frankreich und der Schweiz bestand, war bey der Entrückung aus den Augen der ehemaligen Finsterlinge des Hofes an keine enge Gedankensperre, keine Büchermauth und strenge Censur zu denken. Es gab da nun offenen Raum, sich in dem Gebiete des Geistes frey zu bewegen.

Unter diesen Zeitverhältnissen ward Jacobi im Jahre 1784 von Kaiser Joseph II. als öffentlicher Lehrer der schönen Wissenschaften berufen. Es mochte ihn wohl hart ankommen, sich von dem Zusammenleben mit seinem Freunde Gleim in Halberstadt zu trennen. Aber er ward auf andere Weise entschädigt. Einmal erhielt er einen bessern Gehalt; er war nach den Jahren bereits um einige Stufen des menschlichen Lebens vorgerückt. Seine Gesundheit hatte unter dem nordischen Himmel gelitten; er kam in einen der schönsten Striche des südlichen Deutschlands, reich an allen Erzeugnissen einer unerschöpflichen fruchtbaren Natur, wo die mannigfaltigsten Lebensgenüsse um die billigsten Preise zu haben waren. Endlich sah er auch der Freude entgegen mit einem seiner nächsten Verwandten, dem markgräflich-badischen Regierungsrath und Oberamtmann zu Emmendingen Johann Georg Schlosser, der nur zwey Stunden von Freyburg entfernt wohnte, vereinigt zu werden.

Unter solchen glücklichen Auspizien traf Jacobi in Freyburg ein. Sein Ruhm war ihm vorhergegangen, mithin fehlte es auch nicht an der besten und bereitwilligsten Aufnahme in den Zirkeln so vieler gebildeten Menschen dieser Stadt. Damals leitete alle wissenschaftlichen Fächer der einsichtsvolle Freyherr van Swieten zu Wien, der unsern Jacobi dem um die Beförderung des Geschmackes und der deutschen Kultur redlich besorgten Kaiser vorgeschlagen hatte. In dem Nachlaß unsers Dichters finden wir noch zwey Briefe von jenem gelehrten und großen Staatsmanne. In dem ersten vom 6. October wünscht van Swieten ihm unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu seiner Ankunft Glück, und bietet ihm seine wohlwollende Unterstützung in allen Vorfällen an. Nach dem Umlaufe des ersten Lehrkurses hatte Jacobi einen Bericht nach Wien über seine Lehrmethode erstattet. In der Antwort vom 9. Februar 1785 kommen folgende merkwürdige Ausdrücke vor:

„Ich überlasse gerne jedem Lehrer, und vor„züglich einem Mann, wie Sie sind, die An„ordnung der Vorlesungen; nur muß ich erin„nern, daß jene über die klassischen Schriften „der Alten, ob sie gleich hauptsächlich den End-

„zweck haben, zu der Lehre der schönen Wis-
„senschaften vorzubereiten, doch auch dazu die-
„nen sollen, die neu erworbenen Begriffe der
„Hauptlehre bey den Schülern, durch eine
„reitzende Wiederholung zu verstärken; und in
„dieser Absicht sind auch für den ersten Jahr-
„gang zum Behufe der eigentlichen Philosophie
„einige Dialogen des Plato, Cicero's Quæstio-
„nes Academicæ und Horaz, für den zweyten,
„zur Seite der Physik, Plinius, Lukrez und
„Virgils Georgica gewählt worden. Die Ju-
„gend soll in den Klassikern, in denen sie bis-
„dahin nur Worte suchte, jetzt Sachen finden,
„und wenn sie dann Sachen entdeckt, die auf
„ihre erst erhaltenen Begriffe eine Beziehung
„haben, oder wozu diese als Maßstab dienen
„können, so wird sie zur Vergleichung, zur
„Entwickelung, zur Beurtheilung des Gedan-
„kens und des Ausdrucks ermuntert, und die
„Bildung des Verstandes sowohl als des Ge-
„schmacks auf eine angenehme Art befördert.
„Daß es zu Freyburg bey dem Griechischen
„Anstand habe, wundert mich nicht, Es ist
„überall nicht viel besser; dafür wollen wir aber
„mit der Zeit auch Hülfe schaffen."

Nach einem kurzen Zeitraume erwarb sich Jo-

cobi auf der hohen Schule durch seine Lehre in den schönen Wissenschaften, und durch das neu belebte Studium der alten Klassiker bleibende Verdienste. Außer den theoretischen Vorträgen hatte er ein besonderes praktisches Collegium errichtet, in welchem die Talente vieler fähigen Jünglinge aus allen Fakultäten in Hinsicht auf Reinheit der Sprache und Richtigkeit des Gefühls für das Schöne und Wahre entfaltet und ausgebildet wurden. Jeder konnte sich nach Belieben selbst einen Gegenstand zur Bearbeitung wählen; die Aufsätze wurden dann vorgelesen, und beurtheilt. Da zeigte sich bald ein löblicher Wetteifer des Geistes unter den Studirenden, der reichhaltige Früchte zum schönsten Gedeihen entwickelte.

Die Klassiker, besonders den Virgil und Horaz, erklärte und erläuterte er mit musterhafter Bestimmtheit und ästhetischer Einsicht. Bey den Versen legte er im Vortrage auf die kurzen und langen Sylben und auf die Cäsur einen eigenen Nachdruck, der die Sprache harmonisch hob oder senkte. Der nämlichen Methode hörte ich auch in der mündlichen Deklamation der alten Dichterwerke den großen Homeriden Wolf in Berlin sich bedienen, die sich der alten

griechischen Musik so sehr annäherte. Vielleicht war Jacobi's Deklamation noch ein Erbstück aus der alten Klotzischen Schule in Halle, in welcher der Dichter, wie gesagt, in seinen jüngern Jahren mit so großer Auszeichnung gearbeitet hatte.

Später hörte man den Dichter öfter über den Zeitgeist klagen, der durch andere meistens zwecklose Beschäftigungen das Vernachlässigen der klassischen Studien mit sich gebracht hatte. Er sagte einmal ganz treffend: „Unsere Maler, „Zeichner, Baumeister reisen nach Rom und nach „Griechenland, um die Kunstwerke des Alterthums auszumessen, abzuzeichnen und einzustudiren. Aber wie wenige unserer Jünglinge „gibt es heut zu Tage, welche die unerreichten „Muster einer bessern und kräftigern geistigen „Vorwelt zu studiren sich bemühen, die doch „allein unser Gefühl für das Schöne, Edle „und Erhabene auszubilden und zu erhöhen geeignet sind."

Indessen war es unverkennbar, daß Jacobi auf die Gesammtheit der akademischen Zuhörer nicht allein wissenschaftlich vortheilhaft, sondern auch zur Verschönerung ihrer Lebensweise und ihrer Sitten mit Glück gewirkt habe. Da, wo er das mensch-

liche Herz ansprach mit seiner milden wohlwollenden Beredsamkeit, da sprach sich jene Horazische *mitis sapientia Loeli* aus, und nie schied er von seinem Lehrstuhle, ohne den vortheilhaftesten Eindruck auf die Gemüther gemacht zu haben.

Seine öffentlichen Vorträge wurden nicht allein von den Studirenden, sondern auch von Zuhörern aller Stände, ohne Unterschied des Ranges, ja manchmal auch von Frauenzimmern, doch in seltenen Stunden besucht. Besonders geschah dieses in den ersten Jahren seines Lehramtes. So geräumig auch der akademische Hörsaal war, so genügte er doch kaum für die Menge, die sich herzudrängte. Die zahlreichen jungen Theologen, aus denen damals das vom Kaiser Joseph zur Veredelung des geistlichen Standes gestiftete General-Seminar bestand, rückten, so sehr sie auch sonst mit andern Arbeiten beschäftigt waren, meistens in Vollzahl aus, um seinen ästhetischen Vorlesungen beyzuwohnen, und um sich jene gefällige Darstellung zu erwerben, die sie für das Gedeihen ihrer Berufsvorträge in der Ausbildung mit Recht für nöthig erachteten.

Dieser große Zusammenfluß wißbegieriger Zuhörer dauerte viele Jahre, während denen er in dem öffentlichen akademischen Hörsaale unaus-

gesetzt lehrte. Als er endlich wegen Zunahme seiner Schwächlichkeit und der Beschwerlichkeit des Ausgehens in einem Zimmer seines eignen Hauses die Vorlesungen fortsetzen mußte, gab es oft mehr Zuhörer, als der Raum fassen konnte, und wohl geschah, daß mancher keinen Platz fand. Nachdem er, entkräftet durch Alter und vieljährige Anstrengungen, wegen der täglich mehr sichtbaren Abnahme seiner Gesundheit zwischen dem Jahre 1812—1813 seine Vorlesungen aufgeben mußte, hielt er an dem Tage, wo er die letzte beschloß, folgende kleine Anrede, von welcher ein flüchtiger Aufsatz mit einer schon wankenden Hand niedergeschrieben unter seinen Papieren sich vorfand.

„Ich schließe hiermit meine Vorlesungen, „und allem Anscheine nach ist dieses das letzte„mal, daß ich öffentlich hier rede. Ich schließe „mit dem schmeichelnden Bewußtseyn, daß ich, „ohne eigennützige Absichten, aus dem reinsten „Eifer für die schönen Wissenschaften gearbeitet „habe. Nicht ohne Rührung nehme ich von „Ihnen Abschied, meine Herren; denn ich weiß, „daß ich so glücklich war, mir Ihre Liebe zu „erwerben, und daß unter Ihnen viele bekannte „und viele mir unbekannte Freunde sind. Den

„gütigen Beyfall, den Sie meinen Vorlesungen „gaben, das freundschaftliche Zutrauen, womit „Sie sich meines Rathes bedienten, die Em„pfindungen, mit welchen Sie die Nachricht „von meiner nahen Entfernung aufnahmen, „alles dieses erkenne ich mit dem aufrichtigsten „Danke. Seyen Sie versichert, daß die Er„innerung an Sie und an diese Stunden, in „welchen ich mit Ihnen mich unterredete, mir „allezeit schätzbar seyn wird. Sollten Sie das „Andenken an mich in's Künftige noch einiger„maßen lieben, so erneuern Sie zugleich die „Eindrücke, die ich vielleicht so glücklich gewesen „bin, auf einige von Ihnen zu machen."

„Bleiben Sie den schönen Wissenschaften ge„treu, ohne sich durch das Geschwätze des ge„lehrten und ungelehrten Pöbels abschrecken zu „lassen. Studiren Sie die Alten, als die „Quelle alles Schönen, und die Natur, die „man nie ungestraft verläßt, und unter den „neuern Schriftstellern diejenigen, welche „der Natur am sorgfältigsten folgten. Es ist ein „angenehmer Gedanke für mich, daß Sie in ver„schiedene Gegenden Deutschlands einst zerstreut „werden. Wenn ein jeder in seiner Gegend „den Musen einige Freunde zu werben suchte,

„welche Belohnung für mich, durch meine Er-
„munterung zu diesen neuen Colonien etwas
„beygetragen zu haben!"

„Erlauben Sie, meine Herren, Sie noch
„an Eins zu erinnern. Sie wissen, wie behut-
„sam ich war, durch keinen leichtsinnigen Scherz
„die guten Sitten zu beleidigen; Sie wissen,
„daß ich, gleich im Anfange meiner Vorlesun-
„gen, Ihnen die schönen Wissenschaften so vor-
„stellte, wie sie die Religion in einem höhern
„Glanze zeigen, ihre Lehren sanft und vertrag-
„lich machen, und die Tugend mit der
„Freude versöhnen können. Sie wissen fer-
„ner, daß ich über die Schriften großer Männer
„freymüthig mein Urtheil sagte, und jedes Vor-
„urtheil der Wahrheit aufopferte; allein es
„geschah ohne bittere Spötterey, allezeit mit
„der Ehrfurcht, die man dem Genie schuldig
„ist. Ich wünsche, daß diese Gesinnungen sich
„Ihnen mitgetheilt haben, und daß Sie, eben
„so wie ich, dafür halten, ein Freund der Musen
„müsse das Schöne lieben, das, was uns
„heilig seyn soll, verehren, und durch seine
„Denkungsart noch mehr, als durch sein Genie
„über andere sich erheben."

„Sollte man einſt, welches denjenigen ſonſt „immer zu begegnen pflegt, deren Name nicht „ganz unbekannt bleibt, meinem Charakter eine „Niederträchtigkeit andichten, ſo hoffe ich unter „Ihnen einige zu finden, die für mich zeugen."

„Mein letzter Wunſch iſt, einen Nachfolger „auf der hieſigen Univerſität zu haben, der mit „größeren Talenten, als ich, aber mit eben „dem guten Herzen für die Ausbreitung der „Wiſſenſchaften arbeite, die unſere Tage ver„ſchönern. Leben Sie wohl!"

Man kann ſich vorſtellen, welchen Eindruck dieſer Abſchied des greiſen Dichters auf die Gemüther der jungen ihn kindlich liebenden Zuhörer machte; ſie waren innigſt tief und bis zu Thränen erſchüttert. Sie fanden in dieſer letzten Anrede den treuen Abdruck ſeines liebevollen Charakters, und gingen herzlich gerührt, ſchweigend und mit Dank erfüllt auseinander. Die Rede für ſich ſelbſt bedarf keines Commentars.

Trotz eines ungünſtigen Vorurtheils, welches man ehemals auf einigen öſterreichiſchen Schulen gegen einen ausländiſchen Lehrer hatte, der nicht im Kaiſerſtaate geboren und gebildet worden, oder gar von einer fremden Religion war, fand Jacobi dennoch von ſeinen Collegen im Lehr-

amte freundliche Aufnahme; es waren berühmte Namen unter denselben. Um nur einige Verstorbene zu nennen, führe ich Mederer, Jellenz, Dannemayer, Klüpfel, Gebhard, Petzeck u. s. f. an, über deren Verdienste die Zeitgenossen schon abgeurtheilt haben, und zu deren rühmlichen Andenken die Nachwelt noch mehrere Lebende einst beygesellen wird. Er wußte die Liebe Aller ohne Ausnahme zu gewinnen, ward sogleich einheimisch, theilte aufrichtig mit ihnen die Sorge für die Lehranstalten, und ließ sich nie durch irgend eine Nebenrücksicht von dem abwendig machen, was der Gesammtheit frommen konnte. Wenn gleich festen Willens, suchte er doch nie mit Heftigkeit jemand seine Meinung aufzudringen, sondern übte die in den gesellschaftlichen Unterhandlungen so seltene Kunst aus, mit liebreicher Verständigkeit und durch überlegene Gründe das zu erringen, was er nach seiner innigsten Ueberzeugung für das Beste hielt.

Daher übertrugen ihm auch seine Collegen gern alle akademischen Würden. Man sah ihn als Rector der hohen Schule nicht nur an der Spitze der gelehrten Anstalten, sondern auch in den Versammlungen der breisgauischen Land-

stände, ihn — den einzigen Protestanten — als zeitliches Haupt eines katholischen Lehrkörpers, auf der geistlichen Bank seine Stelle unter den geistlichen Kirchen-Prälaten des Landes einnehmen, ohne daß von Seite der Beysitzer und Stimmführenden auch nur eine mißfällige Miene, noch weniger ein Einspruch gemacht worden wäre. Sein reiner Sinn für alles, was ihn recht und gut däuchte, seine achtungswerthe Denkart erreichte mit eindringender Beredsamkeit und fast ohne Widerspruch immer das, was mancher durch die feinsten Wendungen der sogenannten Politik nicht leicht hätte erzwecken können. Man kam ihm, der immer ohne Partheysucht sprach, mit offenem Vertrauen freywillig entgegen.

Obschon Jacobi kein praktischer Geschäftsmann war, ja meistens unbekümmert um die Angelegenheiten des täglichen Lebens mit seinen Ideen in einer poetischen Welt lebte, so leitete ihn doch der rechtliche Sinn seines Gemüthes und die Klarheit seiner sittlichen Anschauung zu einem dem vorgelegten Falle immer angemessenen Urtheile, welches so schön, wie er es immer vermochte, ausgesprochen, nicht anders als gefallen und eindringen konnte. Wenn ihm auch

vorläufige mühevolle Informationen nöthig waren, so wußte er sich doch durch die Schwierigkeiten fleißig durchzuarbeiten, alles richtig aufzufassen, und mit Besonnenheit zu entscheiden. Ein Beweis, daß die Natur ihn mit ihren Gaben vielseitig ausgestattet hatte.

Sehr unrecht würde man Jacobi thun, wenn man der Vermuthung Platz geben wollte, als habe er der Religion seiner Väter etwas vergeben, um dadurch seine freundschaftlichen Verhältnisse mit Hohen und Niedern, Gelehrten und Ungelehrten seines neu angenommenen Vaterlandes zu befestigen. Solche Künste verschmähte, ja verabscheute sein offener Charakter. Fest hing er an der Lehre seiner Kirche, machte kein Geheimniß daraus, und die allgemeine Achtung, die ihm zu Theil ward, war ganz und fest auf seinen innern Werth gegründet, ja, was man bey dieser Gelegenheit mit Unrecht verschweigen würde, auf das vorurtheilfreye Erkenntniß seiner Verdienste von Seite seiner Mitbürger, die, ohne Rücksicht auf Geburts- und Religionsverhältnisse, den Tugenden Gerechtigkeit widerfahren ließen, wo und an wem sie dieselben fanden.

Einer der schönsten Züge, die Jacobi's

moraliſchen Charakter auszeichneten, war jenes unerſchütterliche und feine Gefühl für Wahrheit, für Gerechtigkeit, für das Rechthandeln, und für alles, was das Unrecht verhindert; ein Zug, der nur jenen Geiſtern eigen iſt, die von den Vorſchriften der Religion und der Moral durchdrungen ſind.

Wenn der Grundſatz: *Nil conscire sibi, et nulla pallescere culpa*, ſchon für ſich Troſt iſt, ſo ſpricht er ſich am ſchönſten durch das praktiſche, entſchloſſene Widerſtreben gegen alles aus, was einem rechtſchaffenen Mann in ſeinem Herzen als Unrecht erſcheint.

Indeſſen war der edle und mildgeſinnte Dichter ſelbſt für ſich arglos, und hatte von allen Menſchen eine ſo gute Meinung, daß er ſich oft mit Mühe in den Fall hineindenken mußte, im welchem ein Mann unrecht zu handeln geneigt ſeyn könnte. Als einer ſeiner Freunde, ihn, den Treuherzigen, der alle Menſchen nach ſeinen eigenen Geſinnungen beurtheilte, ſich durch ſeine Pflicht veranlaßt fand, auf eine vorgefallene doch verdeckte Ungerechtigkeit aufmerkſam zu machen, auch ihm den Fall nach allen Umſtänden vorgetragen hatte, ſagte Jacobi nachdenkend und ganz unbefangen: „So etwas iſt ja unmög-

„Ich! Auf die Frage warum? antwortete er: „Es ist ja nicht recht!" „Edler Mann!" sagte der Freund, „der Sie an der Möglichkeit einer „Handlung zweifeln, weil sie Ihnen als Unrecht „auffällt, und weil Sie selbst immer nach den „ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit zu handeln „gewohnt sind, sie ist doch nicht minder wahr!" Nun mußten ihm noch einmal die tief liegenden Absichten entwickelt werden, die dem gegebenen Falle zu Grunde lagen, und jetzt erst brach der Dichter in Ausdrücke des gerechtesten Unwillens aus, und gab mit vielem Scharfsinne Mittel und Wege an, die schlimmen Absichten, wo nicht zu hindern, welches nach Lage der Sache nicht ganz thunlich war, aber doch dieselben in ihren Folgen so viel möglich zu entkräften.

Bald nach Jacobi's Ankunft veranstaltete sein Freund, der Geheimerath Schlosser in Emmendingen, eine kleine Ausgabe seiner schönsten deutschen Lieder, und ließ sie, (1784) zu Basel abdrucken. Sie wurden vielfältig in Musik gesetzt, und zum Klavier in guten Gesellschaften gesungen. Der Dichter widmete indessen seine Aufmerksamkeit dem ihm aufgetragenen Lehramte, und gab nicht von seinen Geistes-erzeugnissen eher etwas heraus, als im Jahre

1795, wo das von ihm sogenannte überflüssige Taschenbuch bey Perthes in Hamburg gedruckt, und fünf Jahre lang fortgesetzt ward.

In eben diesen Zeitpunkt (1795) fällt auch ein interessantes Werk, die Beschreibung einiger von den vornehmsten geschnittenen Steinen aus dem Kabinette des Herzogs von Orleans. Diese kostbare Sammlung ward von dem Abbé la Chau, und dem Abbé le Blont zu Paris im Jahre 1780 — 1782 in zwey Foliobänden französisch bearbeitet, und mit Kupferstichen herausgegeben. Jacobi machte daraus einen Auszug von den vorzüglichsten Steinen mythologischen Inhaltes, und gab denselben deutsch, mit Noten begleitet, heraus. In einem mäßigen Quartbande ward er zu Zürich im Jahre 1796 bey Orell, Füßli und Compagnie gedruckt, und mit genau nachgezeichneten Kupfern ausgestattet. In der Uebersetzung ist der französische Wortschwall, der hie und da vorkömmt, in feste Dämme zurückgedrängt; die mythologischen und kritischen Anmerkungen Jacobi's gaben diesem Werke einen vorzüglichen Werth, wie denn so manche französische Geistesarbeiten, von dem genauern deutschen Fleiße nochmals übersehen und geläutert, in der Uebersetzung sehr gewonnen haben.

Man lese z. B. die Anmerkungen, die Jacobi über die mythologische Abbildung des Todes zu diesem Werke gemacht hat. Zu bedauern ist es, daß diese Arbeit, die so wichtig für die Kunstgeschichte ist, nicht fortgesetzt worden. Allein ein Heer von Neufranken war im Jahr 1796 in das Breisgau eingefallen, und zog nach der Donau durch Schwaben; da mußten die friedsamen Musen unter dem Waffengetümmel verstummen. Doch kaum leuchtete die Hoffnung des Friedens, so erhob Jacobi's Muse wieder ihre Stimme. Im Jahre 1803 gab er das uns theure Geschenk seiner jüngern Iris heraus, die dann auch bis zum Jahre 1813 fortgesetzt ward. Von der ältern Iris und ihrem Zwecke habe ich oben gesprochen; seit ihrer Erscheinung hatten sich die Zeiten mächtig geändert. Man war jetzt der überspannten und angemaßten Empfindsamkeit, der jene Iris entgegengearbeitet hatte, allgemein abhold geworden, und von dem darauf folgenden Sturm- und Kraft-Paroxismus kehrte man zu einem nüchternen Zustande zurück. Hiezu trugen ohne Zweifel die Nachwehen der vielfältigen Kriegesleiden das ihrige bey, welche die Leute zur Besonnenheit brachten.

Aus Jacobi's ästhetischer Schule waren seit neunzehn nun verflossenen Lehrjahren treffliche Lehrlinge hervorgegangen. Männer aus Süddeutschland, und die vielen Gelehrten der Freyburger-Akademie, welche den Eigenschaften des liebenswürdigen Dichters huldigten, hatten sich mit offenem Herzen an ihn angeschlossen; auch waren ihm seine entferntern Freunde in Norden nicht fremd geworden. So ward diese Iris von Vielen mit den mannigfaltigsten Gaben ausgestattet, und erschien nun im verjüngten Glanze. Die sorgsamste kritische Strenge bewies der gewissenhafte, zartfühlende Dichter bey der Aufnahme dargebotener Arbeiten; alles mußte nicht nur höchst sprachrichtig, sondern auch gehaltvoll an Gedanken und Empfindung und sittlich rein sich darstellen. Kein Wort, kein Ausdruck ward geduldet, wodurch auch nur eine entfernte Nebenidee hätte erweckt werden mögen, die als zweydeutig in einer gebildeten Gesellschaft hätte Anstand finden können. Daher so viele treffliche Aufsätze, die durch Lebhaftigkeit, Neuheit, Witz und Herzensrührung im ernsten moralischen Sinne sich auszeichneten. So wirkte die Iris auf Bildung des Geschmackes, auf Erheiterung des Geistes und auf Belebung der Sittlichkeit.

Von der Würde eines Dichters und der Poesie hatte Jacobi einen sehr hohen Begriff. Nie ließ er seine Muse zur Besinnung unwichtiger Begebenheiten oder zur Beförderung fremder Absichten, denen nicht eine strenge Würde und großes Interesse unterlag, gebrauchen. Seine Grundsätze über diesen Gegenstand entwickelt ein Aufsatz in der Iris vom Jahre 1806 S. 252, auch in seinem Phädon und Naide, Bd. III. 2. Abthl., so wie ein andrer belehrender sehr komischer Aufsatz: Es ist nicht gut der Poet im Dorfe zu seyn, (Sendschreiben an *** Bd. II. 1. Abthl.). Vergebens bemühte man sich, der Lyra des Dichters Töne abzulocken, wenn der Gegenstand, der gefeyert werden sollte, nicht ein höheres Interesse in sich trug; aber gern gehorchte er einer Aufforderung, die sein Herz und Mitgefühl ansprach. Einer tief gebeugten Bürgerin, die ihn um eine Inschrift auf den Grabstein ihres verstorbenen Lieblings ansprach, schlug er die Bitte nicht ab, nachdem er kurz vorher der feyerlichen Deputation einer sonst ehrwürdigen Körperschaft, welche für die Tochter eines höhern Staatsbeamten ein Epithalamium zu erhalten wünschte, mit höflichen Entschuldigungen und aus guten Gründen, die Eingang fanden, abgewiesen hatte. Er meinte,

Poesien ließen sich nicht bestellen, wie die Kunstwerke eines mechanisch arbeitenden Künstlers; selbst diese würden nicht einmal etwas erträgliches liefern können, wenn sie nicht von einem würdigen und ergreifenden Gegenstand durch Genie befeuert würden; der Dichter müsse also von dem Gegenstand seiner Arbeit ganz beseelt werden, sonst würde er nur Verse und Reime hervorbringen, oder wie der alte Sänger Phemios in der Odyssee nur aus Zwang und Noth seinen Zuhörern vorsingen; bey Gedichten müsse unter der gediegenen Sprache ein großer Gedanke und eine das Herz ansprechende Empfindung zum Grunde liegen, wie die Folie unter einem zur Fassung in Gold bestimmten Edelsteine; große Gedanken aber bieten sich dem Geiste bey einem Stoffe von gemeinem Gehalte nicht dar, und Empfindungen ließen sich auch da nicht erkünsteln, wo es an einem kräftigen Interesse ermangle.

An trefflichen Dienstleistungen und an der Würde seines Amtes ließ er es nie gebrechen, wenn er bey großen Gelegenheiten zu öffentlichen Vorträgen aufgefordert wurde. So hielt er zwey meisterhafte Reden, voll von jenen erhabenen und rührenden Ergießungen der Be-

redsamkeit, die aus dem Herzen hervorquellen, die eine auf den Tod des unvergeßlichen Kaisers Joseph II., die andere auf seinen Nachfolger Leopold II. (in den Jahren 1790 und 1792). Ohnehin war ihm die praktische Kanzelberedsamkeit nicht fremd; schon während seines theologischen Studiums hatte er sich darin geübt. Von ihm sind noch in Handschrift zwey Reden übrig, die er als Kanonikus von Halberstadt im Jahre 1772 in der Kirche zu Düsseldorf hielt; auch während seinem Lehramte zu Freyburg begab er sich öfters nach Emmendingen, einem evangelischen Städtchen, wo sein Freund Schlosser wohnte, und bestieg dort mit Erlaubniß der Superintendentur die Kirchenkanzel, um die christliche Versammlung seiner Glaubensgenossen durch öffentliche Vorträge zu erbauen.

Bis zum Jahre 1792 lebte Jacobi im ledigen Stande. Darob verwunderte man sich um so mehr, da er als Dichter so vieles Gefühl und so große Empfänglichkeit für das häusliche Glück bewies. Ob es Liebe war zur Unabhängigkeit, die manchem, den Wissenschaften dienenden Geiste so oft theuer ist, oder ob seine Phantasie noch nicht das Ideal gefunden hatte, von welchem er ein unverrücktes Lebensglück

erwartete, läßt sich mit Gewißheit nicht wohl bestimmen. Wenigstens hatte er bisher nicht den eigenen Herd unter dem Auge einer sorgsamen Hausfrau rauchen gesehen; er ging meistens bey andern Familien zu Tische. Der Schwelle des Alters sich nähernd, fand er jedoch, wie so mancher, daß es dem Menschen nicht gut sey, allein zu seyn. Darüber sprach er sich aus in einem schönen Gedichte *); sah sich um eine treue Gefährtin um, die ihm die Mühseligkeiten des Lebens ertragen helfe, suchte und fand sie unter den schönen Töchtern der einsamen Hercynischen Wälder. Dort hatte schon vor mehr als tausend Jahren sein Geistesverwandter, der römische Dichter Ausonius, nach der siegreichen Schlacht, die der Kaiser Valentinian im Jahre 368 gegen die Allemanen gewann, die schöne in seinen Dichtungen viel besungene Bissula nicht ferne von den Quellen der Donau gefunden. Wer erinnert sich hier nicht an die in den römischen Liedern verewigte

„Bissula nascentis conscia Danubii."

*) Siehe Iris von 1812 S. 64.

TAYLOR INST. OXFORD.

Auch Jacobi erkohr ſich aus dem duftenden Tannenhaine ſeine Marie, an welcher er viele bildſame Eigenſchaften fand; er nahm ſie anfänglich in ſein Haus, und während ſie mit treuer Anhänglichkeit die Wirthſchaft beſorgte, bildete er ihre guten Anlagen aus, und reichte ihr dann ſeine Hand*). Die getroffene Wahl, bey welcher ihn nur ſein Herz leitete, billigten ſeine Freunde und Verwandten. Auch erlebte er bald Vaterfreuden; denn es ward ihm im Jahre 1794 ein Sohn geboren, der ſein zunehmendes Alter durch viel verſprechende Anlagen und Naturgaben erheiterte.

Seine Gattin beſang er oft unter dem Namen Maide in zärtlichen Liedern. Ueber das Glück ſeines häuslichen Lebens finden wir rührende Schilderungen in ſeinen Gedichten. Das Vaterland der alten Allemanier, der Schwarzwald, von welchem er die Quelle ſeiner reinen Freuden herabgeleitet hatte, ward durch den Geſang „an Gleim" verewigt**), den niemand ohne innige Theilnahme leſen kann. Alles, was vom Schwarzwalde kam, ward dem Dichter theuer und lieb.

*) Den 26. Nov. 1792.

**) Jacobi's Werke I. Bd. 2te Abthl.

Dessen Thäler und Gebirge sind von einem kräftigen, und bey einem stillen, genügsamen Hirtenleben erfinderischen Menschenstamme bewohnt, der seinen Geist an vielen mechanischen Kunstwerken beständig übt. Von dort kommen so viele künstliche und mit musikalischen Einrichtungen ausgestattete hölzerne Uhren, die im Handel bis nach Amerika und Asien gehen. Fand doch der gelehrte russische Leibarzt Dr. Rehman auf seiner Reise nach den Grenzen von China mehrere der Schwarzwälder-Landleute, die ihn in der Hauptstadt Casan mit Jubel empfingen, und von da aus den Handel mit ihren Schwarzwälder-Waaren nach Siberien trieben. Jacobi ward von seiner Naide mit einer Schwarzwälder-Uhr beschenkt; die Hand der Geberin machte sie zum doppelt lieben Hausgeräthe; sie hing immer zunächst seinem Bette, war oft ein Vorwurf seiner Aufmerksamkeit, und seiner fleißigen Untersuchung ihrer mechanischen Bewegungen. Auch besang er sie in einem Liede, das mit ganz unübertrefflichen, und das innere Gefühl sanft erweckenden Gedanken ausgestattet ist. Kein Stoff war für die Bearbeitung so spröde, dem der sinnreiche Dichter durch den Zauber seiner Einbildungskraft nicht eine

interessante Seite abzugewinnen vermochte, wenn er nur eine Beziehung darbot, die mit der Würde des in süßen Tönen sich aussprechenden menschlichen Herzens im Einklange stuhnd. So war gewiß seine beschränkte Wohnung in einer volkreichen Stadt kein fruchtbarer Gegenstand einer poetischen Betrachtung; allein man lese die in Prosa für seine Schwestern verfaßte Beschreibung derselben*). Hier ist im Grunde keine eigentliche Dichtung, wohl aber das Bild einer reinen Genügsamkeit, beneidenswerther Zufriedenheit, und jener glücklichen Lebensphilosophie, die es versteht, aus allen Umgebungen Genuß und Vergnügen zu ziehen, und das Glück des einfachen häuslichen Lebens durch eigene Ansichten zu steigern. Keinem, der nicht Jacobi's innern Seelenfrieden besäße, würden so meisterhafte Schilderungen gelingen.

Während den Ferien fand Jacobi seine Erholung in dem artigen Landstädtchen Emmendingen, wo — im Vorbeygehen sey es gesagt, der große Mathematiker Keppler seinen ersten literarischen Unterricht empfing, und das Einmaleins lernte. — Dorthin zog er zu seinem Freunde

*) Iris von 1809. S. 279.

Schloſſer und zu dem Oberſtforſtmeiſter Freyherrn von Zink. Von dem erſtern geſchah ſchon oben Erwähnung. Schloſſer, ſein Verwandter, gebürtig aus Frankfurt am Main, war ein Mann von ſeltenen Geiſtesgaben, gebildet in der Schule Plutarchs und vieler andern griechiſchen Weiſen und römiſchen Klaſſiker, Mitarbeiter an Iſelins Ephemeriden der Menſchheit, unbeſtechlicher Freund der Wahrheit, eifriger Verbreiter der geſundeſten Grundſätze über Moral, Politik, Erziehungsweſen, Geſchäftsleben, Landesverwaltung, ein immer gerüſteter Beſchützer ſeiner Amtsuntergebenen, woferne denſelben von oben herab etwas aufgebürdet werden ſollte, das er für Unrecht hielt. An ihm bewunderten ſeine Kenner die Kraft der Sprache, und jenes oft *Indictum ore alio*. Was man ihm vielleicht mit Unrecht vorwarf, war, daß er bisweilen aus bloßer Laune zu polemiſch geweſen ſeyn ſoll.

Der Freyherr Friedrich von Zink, in Thüringen in dem Orte Gatterſtädt geboren, war ein durch ſein Vermögen unabhängiger Edelmann, hatte ſich die lieblichſte Gegend des Breisgaus mit ſeiner geiſtreichen Gattin zum Wohnſitze gewählt, und ward gerühmt wegen

seinem Geiste und der guten Aufnahme der Fremden in seinem gastfreyen Hause, auch wegen der edeln Verwendung seiner Muße auf wissenschaftliche Beschäftigungen, und weisen Lebensgenuß. In Jacobi's Schriften finden sich mehrere Beweise seiner glücklichen Dichtungsgabe, und einer reinen gefälligen Prosa.

Mit diesen geistverwandten Männern brachte Jacobi im freundlichsten Umtausche von Herzensergießungen gerne einige Wochen zu. In ihre Gesellschaft kam auch der ehrwürdige blinde Dichter Pfeffel, sonst wohnend in der Stadt Colmar jenseits des Rheines, sechs bis sieben Stunden von Freyburg entfernt. Schon im zwanzigsten Jahre seines Alters ward Pfeffel des Augenlichtes beraubt; aber die wohlthätige Natur entschädigte ihn, wie einst den Vater der Dichter Homer und den englischen Sänger Milton, für die Blindheit, durch die Anzündung eines hellern Lichtes in seinem Geiste zur innern Beschauung. Sie erweckte lebhaft seine Phantasie zur Gestaltung fröhlicher Bilder, die sein Leben erheiterten. Pfeffel und Jacobi besuchten einander wechselweis ein Jahr um das andere, und verlebten dann immer einige genußreiche Tage. Ueber Pfeffel, der die

Töne der deutschen Muse zur Ehre unserer Sprache und Nation auf der französischen Grenze vernehmen ließ, enthalte ich mich, vieles zu sagen, weil Jacobi seine Verdienste in dem Aufsatze: „Ueber Pfeffel", betreffend seine Verhältnisse mit ihm, durch ein Denkmal in seinen Werken*), verewigt hat. Die Tage, welche Pfeffel in Jacobi's Hause zubrachte, waren auch für seine andern Freyburger-Freunde höchst erfreulich. Es war ein wahres Vergnügen den beyden alten Dichtern zuzuhören, wie sie ihren Geist in unerschöpflichen Anekdoten, witzigen Einfällen, und in Erzählungen von der jetzigen und der vergangenen Welt ergossen. Ein Gedanke erzeugte den andern. Jacobi las seinem Freunde immer die neuesten Arbeiten seiner Muse vor, Pfeffel ließ die seinigen vorlesen, und dann theilten sie sich ihre ästhetischen Urtheile mit, und unterwarfen ihre Arbeiten der kritischen Feile. Lange hörte man sie oft über einzelne Worte oder die poetische Harmonie eines Verses streiten.

So gerne Jacobi einsam in seinem Zimmer war, so sehr liebte Pfeffel Bewegung und Spaziergänge auf dem freyen offenen Felde.

*) Jacobi's Werke IV. Bd. 2te Abthl.

Diesen Wunsch befriedigten Jacobi's Freunde gerne; sie führten den blinden Dichter am Arme vor die Stadt, und er liebte es sehr, wenn man ihm alle merkwürdigen Gegenstände erklärte, die in den Umgebungen des Feldes aufstießen. Einmal verlangte er, man sollte ihn auf einen benachbarten Hügel führen, von welchem eine herrliche Aussicht in verschiedene Thäler war. Der Wunsch eines so ganz aller Sehekraft beraubten Mannes kam zwar den Freunden etwas sonderbar vor. Doch erfüllte man denselben; und angekommen auf der Höhe neben einer Feldkapelle setzte man ihn unter eine alte Linde, bezeichnete ihm durch Führung seines Arms wie mit einem Augurstabe die vier Weltgegenden, und beschrieb ihm sodann die Thäler, Waldungen, Gebirge, Mühlen, Dorfschaften u. s. f. Fröhlich versicherte er, daß er die Gegenstände ganz genau in seinem Geiste sah, und sie mit seinem Dichtungsvermögen vollkommen ausmalen könne. Ohne Zweifel halfen ihm hiebey die Erinnerungen aus seinen Jünglingsjahren, die ihm die Formen und Erscheinungen der äußern Welt in das Gedächtniß zurück riefen.

Aber noch eine höchst sonderbare Eigenschaft besaß der blinde Dichter, daß er nämlich es so-

gleich empfand, wenn man auf dem offenen Felde mit ihm etwa an einer Mauer vorbey ging; woferne man ihm auch nichts sagte, so unterließ er nie sogleich davon zu benachrichtigen, daß man in einer ganz oder theilweise geschloſſenen Umgebung vorbey gehe. Er behauptete, eine eigene Empfindung in diesem Falle zu haben; sie muß sehr leicht zu erregen gewesen seyn, vermuthlich wegen dem unterbrochenen Luftstrom. Allein, da sie sich auch einstellte, wenn ganz stilles Wetter war, so glaubten einige, die Wirkung käme von dem Galvanismus oder thierischen Magnetismus her, der von festen Körpern ausströmt, und nach physikalischen Beobachtungen einen sich ankündigenden entschiedenen Einfluß auf den menschlichen hat.

Pfeffel sagte oft, er fände sich weit glücklicher, blind, als taub, zu seyn; sein Geist wäre immer heiter durch das innere Zurückblicken auf sich selbst, und die Verbindung, die er durch die Sprache mit der Außenwelt unterhielt, und welche ihn in den Stand setzte, seine Ideen mit jenen seiner Freunde in jeder Minute auszuwechseln.

Unter so mannigfaltigen Lebensfreuden konnte Jacobi, nach dem den Sterblichen beschiedenen

Looſe, einigen Unannehmlichkeiten doch nicht entgehen. Die Doblerifche Schauſpieler-Geſellſchaft befand ſich im Jahre 1791 zu Freyburg. Auf ihr Bitten ſchrieb Jacobi ein kleines Luſtſpiel *) in einem Aufzuge: Die Wallfahrt nach Compoſtel. In demſelben befindet ſich auch nicht das mindeſte Wort, das den in einigen katholiſchen Ländern damals noch üblichen Gebrauch der frommen Wallfahrten nach gewiſſen auswärtigen Kirchen lächerlich gemacht hätte, einen Gebrauch, dem ſchon längſt unter der Regierung der frommen Kaiſerin Maria Thereſia durch eine eigene Verordnung Schranken geſetzt waren. Allein es gab Schwache an Geiſt, Betbrüder und Betſchweſtern, die an dieſem genialen Luſtſpiele Aergerniß nahmen, und darüber einen ungebührlichen Lärm in der Stadt verbreiteten. Selbſt ein General, deſſen Name jetzt längſt in Vergeſſenheit geſunken, drohte mit Ingrimme, dem Hofe eine Anzeige zu machen. Allein die Polizey und die Zenſurbehörden ließen ſich das Stück vorlegen, und befahlen, daß es ohne Bedenken aufgeführt werden möge. So erfuhr Jacobi eben das, was Molieren mit

*) Jacobi's Werke III. Bd. 1te Abthl.

seinem Tartüffe, und dem seligen Gellert mit seiner Komödie, die Betschwester, widerfahren war, die aller Widersprüche ungeachtet am Ende doch aufgeführt wurden und viele Menschenkinder ergötzten. Vieles Gelächter mußte es erregen, als man bald darauf in allen Zeitungen las: „Jacobi's Schauspiel wäre in einem „gewissen Kapuzinerkloster in der Faßnacht zur „Belustigung der Gäste aufgeführt worden."

Der zweyte Fall hätte wohl ernsthafter werden können. Die französische Staatsumwälzung war ausgebrochen, und das Breisgau als Grenzprovinz am nächsten der Gefahr einer Ausbreitung revolutionärer Grundsätze bloßgestellt. Die Hauptstadt Freyburg füllte sich nach und nach mit ausgewanderten Laien und Priestern; unter beyden gab es viele bescheidene, stilduldende, aber auch sehr zudringliche, insolente, und alles, was nicht französisch war, wo nicht öffentlich, doch heimlich verachtende Menschen.

Der offenherzige und Wahrheit liebende Jacobi verbarg seine Meinung über die französische Staatsveränderung keineswegs, lobte, was daran ursprünglich lobenswerth erschien, tadelte aber auch offen; was er aus vernünftigen Grundsätzen zu mißbilligen fand. Viele

französische Gelehrte, die nach Freyburg gekommen waren, besuchten fleißig das Haus unsers Dichters. Unter diesen will ich nur im Vorbeygehen auszeichnen den berühmten Mallet du Pan; sodann den halbblinden Dichter Delisle, bekannt durch seine Uebersetzung der Gedichte Virgils über den Landbau, auch Verfasser des geistreichen Lehrgedichtes über das Gartenwesen und eines andern über das Mitleid. Der Mann besuchte öfters Jacobi des Abends, hatte ein erstaunenswürdiges Gedächtniß, und sagte ganze Gesänge seiner Dichtungen auswendig her. Auf Befragen, warum er diese Gesänge nicht lieber niederschriebe, antwortete der Dichter: Einmal, weil er wegen Augenschwäche nicht wohl selbst zu schreiben vermöge, sodann weil er besorge, daß die geistreiche Gesellschafterin, die er bey sich hatte, und welcher er zuweilen, doch nur stückweise, Verse diktirte, ihm vielleicht etwas von seinen Dichtungen entwenden möchte, um es bekannt zu machen, wie es ihm schon früher geschehen seyn soll. Deßwegen vertraute er seines Geistes Eigenthum niemanden mehr, als seinem eigenen treuen Gedächtnisse an; und nur dann, wenn er ein ganzes Gedicht in seinem Kopfe fertig

hatte, sagte er es allenfalls in die Feder, und nahm die Handschrift sogleich zu sich.

Den gelehrten Franzosen war Jacobi's Ruhm längst bekannt, theils durch die bereits oben erwähnte Uebersetzung einiger seiner frühern Werke, theils auch durch ein entscheidendes Urtheil, welches in der zu Paris im Jahre 1777 in vier Bänden erschienenen *Nouvelle Bibliothèque d'un homme de goût* vol. I. p. 363 sich so ausspricht:

„Ce poète mérite une place distinguée parmi „les poètes les plus aimables. Ses ouvrages ont „cette fleur de sentiment et de délicatesse, „qui doit perdre beaucoup de son prix, en „passant dans une langue étrangère: il faut „s'imaginer ce que deviendraient la plupart de „nos chansons ou de nos poésies légères, tra„duites en allemand. Quel mérite réel ne „doivent donc pas avoir les poésies de *Mr. Ja„cobi*, Chanoine d'Halberstadt, si l'on en ren„contre plusieurs qui puissent résister à une „pareille épreuve! On trouve cette traduction „dans un Recueil imprimé en 1771, un volume „in-4o. La première pièce offre la peinture, „la plus séduisante, de cette volupté douce, „qui s'allie avec la modestie et la vertu: c'est

„une espèce d'ode anacréontique; elle est intitulée: *Au lit de Belinde.* Une autre, qui a „pour titre *le Faune*, conserve dans la traduction cette légèreté, ce coloris tendre, cette „fraîcheur qui doivent se faire sentir bien davantage encore dans l'original. Si l'on est „curieux de voir comment l'auteur traite les „grandes vérités de la morale, qu'on lise sa réponse à *Mr. Gleim*, qui lui avait dépeint le „bonheur, dont il jouissait dans sa retraite."

So lautet das Urtheil eines Franzosen, der seinen Landsleuten die übersetzten Gedichte als Muster des guten Geschmackes anpries.

Während der Anwesenheit der französischen Ausgewanderten setzten alle Professoren ihre Vorlesungen in den ihnen aufgetragenen Fächern der Wissenschaften fort, mancher Störungen ungeachtet, die vorfielen. Jacobi that das nämliche, und gab im Jahre 1798 wöchentlich eine Stunde Vorlesungen über praktische Arbeiten des deutschen Styls unentgeldlich. Hiebey hatte er sein Hauptaugenmerk auf die Theologen, als künftige Kanzelredner gerichtet. Die jungen Schüler der Philosophie hatte er aus guten Gründen von diesen Vorlesungen ausgeschlossen, und nur die Akademiker der

drey höhern Fakultäten dazu eingeladen. Er bekam ein zahlreicheres Auditorium, als er gehofft hatte, und darunter befanden sich sogar Doktoren, mehrere Geistliche, und Männer die schon in öffentlichen Aemtern standen.

Ein junger Mediziner, der in Wien studirt hatte, kam um diese Zeit nach Freyburg, um dort den Doktorgrad zu nehmen. Die medizinische Fakultät hatte ihm das Zeugniß einer vorzüglichen Geschicklichkeit in seiner Wissenschaft ertheilt, und Jacobi, den er bisweilen besuchte, fand an ihm einen talentvollen jungen Mann, der schon verschiedene glückliche Versuche in der Dichtkunst gemacht hatte, denen weiter nichts abging, als strengere Feile, und größere Bestimmtheit der Schreibart. Dieser junge Doktor der Heilkunde brachte ihm nun für seine praktische Vorlesung ein Gedicht unter dem Titel: Dauern oder Vergehen? das sich allerdings durch poetische Schönheiten auszeichnete, aber viele materialistische Grundsätze enthielt. Jacobi trug jedoch kein Bedenken, das Gedicht vorzulesen; vielmehr freute er sich der Gelegenheit, ein zurechtweisendes Wort sprechen zu können, weil die Sage ging, daß die Lehre des Materialismus insonderheit unter

einigen Medizinern sich auszubreiten anfing; auch daß unter den letztern etliche unvorsichtig genug wären, denselben zu predigen, und vielleicht Ungelehrte damit anzustecken. Jacobi beurtheilte nun zuerst kritisch das Gedicht nach seiner Form und Sprache; sodann verfolgte er den philosophischen Stoff, Schritt vor Schritt, widerlegte ihn, und dabey war es ihm so ernst, daß sein Vortrag fast drey Stunden dauerte; er trug dann aus Mendelssohns Phädon, Reimarus, Hemsterhuis und andern, die vornehmsten Beweise für die Unsterblichkeit vor, und schloß das Ganze durch die herzlichsten und rührendsten Stellen aus der Abhandlung des Claudius über diesen Gegenstand. Dieser schöne Vortrag mit allen Reizen einer gründlichen Beredsamkeit ausgeschmückt, machte einen tiefen Eindruck auf die aus allen Ständen anwesenden Zuhörer.

Und dennoch gab es Leute, die da behaupteten, Jacobi habe die Lehre des Materialismus vorgetragen. Ja vorgetragen allerdings, aber geprüft und widerlegt. Diese hämische Mißdeutung seiner Absicht wurde vorzüglich einigen Halbfranzosen zugeschrieben, die weder recht deutsch, noch recht französisch verstuhnden, und, sonst in der Nachbarschaft

des Breisgaues auf dem jenseitigen linken Rheinufer wohnhaft, auf das rechte geflüchtet waren. Sie war um so ungerechter, da Jacobi nach dem bey seiner Annahme bestehenden österreichischen Studienplane den ausdrücklichen Auftrag hatte, den Studenten des zweyten philosophischen Jahres, also Jünglingen von sechszehn bis siebzehn Jahren, die er, wie schon gesagt, von den Vorlesungen über den Styl ausgeschlossen hatte, den Lukrez*) zu erklären, einen römischen Dichter, der ein ganzes System aufstellte, welches Unsterblichkeit und Vorsehung der Götter läugnet, alle Religion für Aberglauben ausgibt, und den Epikur rühmt, daß er sie mit Füßen getreten. Gewiß war niemand religiöser als Jacobi, der bey jeder Gelegenheit mit Wärme nicht nur für die Wahrheiten der natürlichen Religion, für göttliche Vorsehung und Unsterblichkeit in seinen Schriften gesprochen, sondern auch das Schöne und Erhabene der christlichen Religion zu zeigen stets bemühet war.

Die giftigen Pfeile dieser elenden Kritiker

*) Siehe das oben angezogene Schreiben des Freyherrn von Swieten.

glitten kraftlos an dem Rufe des Dichters ab; doch thaten sie seinem reinen Gemüthe unaussprechlich wehe. Er selbst, als sanfter friedliebender Mann antwortete nichts auf die im Stillen herumschleichende Verleumdung; aber sein Freund, der Freyherr von Zink, übernahm diese Mühe, und entlarvte in einem gedruckten Briefe, der im Jahre 1798 überall im Umlaufe war, ihre Urheber.

Da Jacobi der französischen Sprache von Kindheit an in einem hohen Grade mächtig war, so ward er öfters von seinen Mitbürgern als Unterhändler an die französischen Befehlshaber abgeordnet, die nach feindlicher Einnahme des Landes die öffentlichen Geschäfte in den Händen hatten. Diesen lästigen, mit vielen Unannehmlichkeiten verbundenen Aufträgen entzog er sich als guter Staatsbürger nie, und wirkte sowohl mündlich als durch schriftliche Aufsätze zum Vortheile von Stadt, Land und der hohen Schule; gewiß kein kleines Opfer von Seite des stillen und ruhigen Mannes, der sich in gewöhnlichen Zeiten so wenig um das Geschäftsleben bekümmerte, und nun auf einmal aus seiner häuslichen Einsamkeit zur Theilnahme an öffentlichen Sorgen hervortreten mußte.

Menschenliebe bewog den geachteten Dichter, daß er mehreren französischen Ausgewanderten, welche die Umstände in bittere Verlegenheit versetzt hatten, so gerne freundliche Dienste leistete. Hier nur ein Beyspiel! Mit seinem Sohne kam der berühmte Portalis nach Freyburg, ein großer Redner zur Zeit der Staatsumwälzung. Ehrwürdig durch seine Tugenden und Talente ward er unter dem 18. Fructidor 1797 durch ein Dekret außerhalb Frankreichs Grenzen verwiesen. Aber die Tugend ist keinem Ostracismus unterworfen. Deßwegen ward er nachgehends im Jahre 1800 wieder mit Ehren in sein Vaterland zurückberufen, und zum Minister des Kultus und Großoffizier der Ehren-Legion ernannt. Da Portalis im Gedränge der Umstände auf der Grenze sich nicht mehr für sicher hielt, so wendete er sich mit Vertrauen an Jacobi. Dieser, alle Verhältnisse wohl erwägend, rieth ihm, sich außer dem Bereiche des Krieges nach Norden zu ziehen; gab ihm in dieser Absicht Briefe nach Holstein mit an seinen dort wohnenden Bruder, den Philosophen Friedrich Jacobi, und empfahl ihn durch diesen an die beyden Grafen von Stollberg. Portalis kam an dem Ort seiner Bestimmung

glücklich an, und in einem Briefe vom 5. April 1798 aus Tremsbüttel dankte er dem Dichter innigst gerührt:

Mon cher professeur, heißt es darin, votre aimable frère est venu nous recevoir, et nous le tenons depuis quelques jours: ce que vous nous aviez dit de lui est encore bien au-dessous de ce que nous sentons; sa philosophie est celle du coeur. Chez lui le sentiment avise l'esprit, et l'esprit régularise le sentiment. On se croit soi-même meilleur, quand on sait l'apprécier — — — — — — — — — — Quelles ames grandes et généreuses, que celles auprès desquelles ma bonne fortune me place! je vous bénirai toute ma vie d'avoir été le médiateur de mon voyage: que n'êtes-vous avec nous, pour partager notre situation; instruction, vertu, agrément, rien ne manque dans un cercle choisi, qui n'a certainement pas son égal, et où l'ame contracte l'habitude des plus grandes choses et des plus douces affections . . . . . écrivez-moi, mon cher professeur, c'est de la vie à la mort. —

Portalis lebte lange unter dem angenommenen Namen d'Allymon ruhig in Holstein; sein Brief ist ein Beweis eines dankerfüllten

Herzens, und zugleich der großen Hochachtung, die er dem Vereine so ausgezeichneter deutscher Gelehrten, die ihn auf Jacobi's Empfehlung unter sich aufgenommen hatten, zollte.

Portalis war nicht der einzige, welchem der Dichter so ersprießliche Dienste leistete. In dem Auslande stand Jacobi's Name in der höchsten Achtung, und gewährte zuweilen jenen, die sich seiner Bekanntschaft zu rühmen hatten, und auf sein Wort berufen konnten, die gefälligste Aufnahme. Das erfuhr ein sehr achtbarer österreichischer Offizier; verfolgt durch Zusammenwirkung widriger Zufälle, denen er nicht auszuweichen vermochte, hatte er dem Kriegsdienste einstweilen entsagt, und nun befand er sich im Falle anderswo eine ehrenhafte Anstellung zu suchen. In dieser Lage kam er nach Freyburg, versehen mit sehr guten Zeugnissen. Der Dichter, dem er mit Vertrauen seine Verhältnisse bekannt machte, fand an ihm einen redlichen vom Schicksale hart verfolgten Mann. Bestimmte Empfehlungen an bestimmte Personen konnte er ihm nach der Schweiz, wohin er reiste, nicht geben. Dagegen aber händigte er ihm eine mit seiner Hand beschriebene offene Karte ein, auf welcher er densel-

ben im Allgemeinen seinen Freunden empfahl. Und dieses kleine Blättchen hatte die Wirkung, daß dieser talentvolle Mann bey den damaligen Kriegszeiten bald eine ausgezeichnete Anstellung erhielt, die er mit persönlicher Würde, großer Einsicht und mit Vortheil für den Staat, der ihn aufnahm, rühmlich bekleidete.

An den Schrecken und Unfällen des Krieges, der das Breisgau überzog, mußte Jacobi so gut, wie jeder Bewohner des Landes, seinen Antheil tragen. Der erste feindliche Einfall geschah im Juli 1796 unter Anführung des französischen Divisions-Generals Ferino. Dieser Feldherr war früher in österreichischen Kriegsdiensten, und selbst ehedem lange Zeit zu Freyburg in Garnison. Er kannte die Stadt und fast alle Familien persönlich, hielt gute Disciplin, und behandelte auch das Land während seiner kurzen Anwesenheit mit humaner Schonung, so viel es seine Verhältnisse gestatteten. Der Durchzug, da sich das Heer nach Oberschwaben bewegen mußte, dauerte nicht lange; nach einigen Monaten ward das Land von dem siegreichen Erzherzoge Karl von Oesterreich wieder erobert.

Allein im Jahre 1800 folgte ein neuer Ueber-

fall. Da der Feind vor der Stadt Freyburg von Seite der öſterreichiſchen Truppen und dem mit denſelben verbundenen Landſturm Widerſtand fand, die Gegner aber nach einem blutigen Gefechte durch die Engpäſſe des Schwarzwaldes zurücktrieb, ſo drangen Soldaten in die Stadt, und einige Straßen wurden geplündert. Dieſes Schickſal traf auch die Straße, in welcher der friedliche Dichter wohnte. Der wilde franzöſiſche Krieger ſprengte überall die Thüren. Dieſe Gewaltthätigkeit ward auch an Jacobi's ſtiller Wohnung verſucht. Um nun groben perſönlichen Beleidigungen und vielleicht einer gänzlichen Plünderung vorzukommen, faßte der Dichter mit Entſchloſſenheit den Muth, hinunter zu gehen und die Thüre ſelbſt zu öffnen. Die raſenden Soldaten ſtürzten nun hinein; Jacobi redete ſie in ihrer Sprache an. Das erſte was ſie thaten, war, daß ſie ihm unter dem Vorwande, ſie hätten ihn bey dem Landſturme fechtend geſehen, ſogleich ſeine ſilbernen Schnallen, ſeine Tabacksbüchſe und ſeine goldene Uhr abnahmen, die er wegzulegen vergeſſen hatte. Nun ſtürmten ſie eilends die Treppe hinauf; oben ſtand Jacobi's Gattin, ihren fünfjährigen Knaben auf dem Arme. In der Vorausſetzung,

daß man, wie ſie oft gehört hatte, auch die wildeſten dieſer Nation durch bewieſene Artigkeit, Zutrauen und Freygebigkeit entwaffnen könne, reichte ſie dem Anführer ein ſeidenes Beutelchen mit Silbermünze, ſo wie auch einen Bund Schlüſſel zu den Hauskäſten; das Geld und die Schlüſſel gab er ſogleich zurück, das Beutelchen ſteckte er aber ein. Nun glaubte man, ſie würden nichts mehr fordern; allein nachdem ſie in das Zimmer eingedrungen waren, forderten ſie neun Louisd'or in ſehr gebieteriſchem Tone. Jacobi hatte nicht mehr als zwey bey ſich, dieſe reichte er gutwillig hin. Da beſtanden ſie aber auf der vollen Summe, und nun war der Arme genöthigt, in das obere Zimmer hinaufzugehen, wo er ſeine vierteljährige Beſoldung, die er noch kaum vor einer Stunde erhalten, unter ein Bret verſteckt hatte. Einer der Plünderer wollte ihm ſogleich nacheilen; allein Jacobi's Gattin ſtellte ſich vor ihn bittend an die Thüre. Während dem er bemüht war, dieſelbe aufzureißen, fiel ihm das Tuch, mit welchem ſein verwundeter Arm verbunden war, ab; ſie hob es ſogleich auf, verband ihm ſorgfältig die Wunde, und ſagte mit klägliher Stimme: „*pauvre Français!*" das einzige, was

ſie vielleicht von der franzöſiſchen Sprache wußte. Der Soldat ward durch dieſe Gutherzigkeit gerührt; Jacobi kam indeſſen zurück, und händigte ihnen das Geld ein; nun aber geriethen ſie in Händel, ſtießen die Gewehre heftig zuſammen, und es ſchien, als wenn ſie handgemein werden wollten. Endlich zogen drey von ihnen ab, der vierte aber blieb als Sauvegarde zu ihrem Schutze, wie er ſagte, zurück. Man ſetzte ihm Wein und Brod zur Erquickung vor, und nun ward er geſellig und geſprächig, als wenn nichts vorgefallen wäre. Was aber nach dieſen unangenehmen Auftritten ſehr komiſch ſchien, und den Franzoſen eigentlich charakteriſirt, war, daß dieſer anfangs ſo wilde Menſch nun als ein ächter Franzoſe ſich entſchuldigte, daß er nicht gut gekleidet, und ſeine Haare in Unordnung gerathen wären. Da machte Jacobi von ſeinem eigenen Zöpfchen das Band los, und überreichte es ihm. Er nahm es dankbar an, und ſteckte es ein. Endlich verſtummte der Tumult und das Schießen in der Stadt; und nun zog der Sauvegarde wieder ab. Dieſe tragiſch-komiſche Scene erzählte Jacobi öfters, ſchrieb ſie auch ſeinen auswärtigen Freunden, beſonders ſeinen Geſchwiſtern und nach Hal-

berstadt an Gleim, die hierauf dem beraubten Dichter den erlittenen Schaden gerne vergüteten.

Einige Zeit nach diesen Auftritten aber erlebte Jacobi andere Unfälle, die sein Herz mächtiger angriffen. Schlosser starb zu Frankfurt am 1. Oktober 1799. Seit dem Jahre 1793 war in des feurigen Schlossers Gemüthsstimmung eine mächtige Veränderung ausgebrochen. Denn in diesem verhängnißvollen Jahre ward der gerechte König von Frankreich Ludwig XVI. öffentlich vor den Augen eines empörten Volkes enthauptet, und büßte unschuldig mit seinem Blute aufgebürdete Verbrechen, die er nie gegen Staat und Volk begangen hatte. Schlosser ward von dieser Nachricht innigst erschüttert. Die Unfälle, die darauf auch in Deutschland erfolgten, neben den mißlungenen Hoffnungen, welche dieser für das Beste der Welt glühende Philosoph, getäuscht durch die ersten Elemente der französischen Revolution, vielleicht geträumt hatte, dann jener große unheilbare Riß in das Band der Menschheit, der sich bald darauf zeigte, drückten seinen Geist zur tiefen Schwermuth darnieder. Bey dieser Stimmung ergoß er sein Herz in den

Busen Jacobi's durch ein Schreiben*), und dieser suchte seinen Schmerz in einem salbungsvollen Gedichte zu besänftigen. Er legte ihm eindringende Trostgründe, hergeleitet von der Anordnung einer allwaltenden Vorsicht an das Herz. Zugleich forderte er ihn zum weisen Genusse der unschuldigen Naturfreuden auf, welche dem Anbeter Gottes auch mitten unter den Ruinen einer zertrümmerten Welt noch übrig bleiben.

Das Gewicht der Trostgründe mißkannte zwar Schlosser nicht; allein in seiner Antwort athmete noch immer eine unbesiegbare Wehmuth, und mit prophetischem Geiste sagte er vor: „Daß ein Volk, sich abmühend seine angebornen „Rechte durch Gewalt geltend zu machen, nie „im Stand seyn würde, die theure Errungenschaft mit Weisheit und Mäßigkeit zu gebrauchen, auch daß der Nachkommenschaft nichts „bevorstühnde, als ewige Sklaverey oder eine „noch mehr drückende Anarchie."

Dieser düstere Gedanke wich selten aus Schlossers Sinn, und begleitete ihn wahr-

*) Siehe Jac. Werke III. Bd. 1. Abth. „Auszug aus einem Brief von Schlosser."

scheinlich bis zu seinem frühen Ende. Was würde wohl der edle Mann gesagt haben, wenn er noch Napoleons gewaltthätige Alleinherrschaft, und endlich die schmähliche Zertrümmerung dieses schrecklichen Werkzeuges der Tyranney durch die göttliche Vorsicht erlebt hätte, die am Ende alle Unfälle zum Besten der Menschheit wieder ausgleicht. Wie meisterhaft übrigens der Dichter die Kunst verstand, auch in verzweifelten Fällen das Herz seiner Freunde durch Tröstungen aufzurichten, hat er vorzüglich bey dem obigen Anlaß bewiesen. Auf Schlosser folgte bald der so herzlich geliebte Edle von Zink im Jahr 1802; dann sogar sein treuester, ältester und liebster Freund von Jünglingsjahren an, der Dichter Gleim am 18. Febr. 1803; es wäre schwer zu beschreiben, welche Nachwehen diese traurigen Zufälle im Gefühle des Dichters erzeugten. Auf der andern Seite hatte er wieder die Freude erlebt, daß sein vortrefflicher Bruder, der Philosoph Friedrich Jacobi, ihm wenigstens um einige Tagreisen näher gerückt war; denn nach der neuen Stiftung der bayerischen Akademie der Wissenschaften ward der berühmte Mann als deren Präsident nach München berufen; der Dichter benutzte bald darauf eine Gelegenheit, den geliebs-

ten Bruder im Jahre 1806, so wie seine Schwestern die bey ihm wohnten, in München zu besuchen.

Den erlebten Hintritt so mancher theuern Freunde ertrug Jacobi mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit; aber bald hatte er wieder eine neue Prüfung zu bestehen: denn auf diesen starb auch der geliebte alte Pfeffel im Jahre 1809. Nachdem er durch innere Trauer der Empfindung des Herzens genug gethan, sagte er öfters: „Die Ungemächlichkeiten des „steigenden Alters und die Erinnerung an die „abgeschiedenen Freunde erzeugten wenigstens „den Vortheil, daß man sich nach und nach „vom irdischen Leben ohne große Rücksehnung „loswände, weil dann die äußern Erscheinungen „nicht mehr so stark auf das Herz wirkten, und „in dem Empfindungsvermögen endlich stoische „Gleichgültigkeit zurückließen. Man fände sich „nach und nach isolirt. — Um uns her sproßte ein „neues Geschlecht, wiederholte er oft, dem wir „eigentlich nicht mehr angehören, und das doch „nicht besser wäre, als das vorhergegangene. „Mit Horazens Geiste sehen wir ein *Progeniem „vitiosiorem* erscheinen, deren Abgott die Fri„volität sey u. s. f. So können wir dann dem

„Abſchiede von der Erde mit Ruhe entgegen ſe-
„hen, in der Hoffnung, in einer überſinnlichen
„Welt mit unſern Geliebten wieder vereinigt zu
„werden."

Nach vieljährigen Kriegen und mannigfaltigem Wechſel politiſcher Begebenheiten gelangte das Breisgau im Jahre 1806 wieder an ſeine urſprünglichen Stammfürſten, nämlich die Markgrafen von Baden aus dem uralten Hauſe der Herzoge von Zähringen. Der Großherzog Karl Friedrich, damals der älteſte, wohl auch der edelmüthigſte der deutſchen Fürſten, nahm auf erfolgte Beſitzesergreifung des Landes die Univerſität unter ſeinen beſondern Schutz, ließ dann bey dem gelehrten Inſtitute weislich einige Formen ändern, vermehrte die durch Verluſte im Elſaß ſehr geſchmälerten Einkünfte, dotirte, die Bibliothek mit den Büchern der aufgehobenen Klöſter, beſchenkte die Anſtalt mit einer eigenen Druckerey und einem Naturalien-Kabinette, gab den öffentlichen Lehren viele Beweiſe fürſtlichen Wohlwollens, und ertheilte unter andern dem Dichter Jacobi den Charakter als Hofrath. Bey dieſem Anlaß erhielt er zugleich vom Landesherrn folgendes Schreiben:

Mein lieber Herr Hofrath!

„Durch die Ertheilung des Charakters als „Hofrath habe Ich Ihnen ein Merkmal der vor„züglichen Achtung geben wollen, die Ich jeder„zeit für einen Mann gehegt habe, der unter „den berühmteſten Schriftſtellern in unſerer Lite„ratur immer eine der ehrenvollſten Stellen be„hauptet, und durch ſeine Verdienſte als öffent„licher Lehrer auf den Dank und die Erkennt„lichkeit des Staates den gerechteſten Anſpruch „zu machen hat."

„Beſonders angenehm war es Mir daher, „aus Ihrem Schreiben vom 26. v. M. zu ver„nehmen, daß Ihnen dieſer Beweis Meiner Zu„neigung Vergnügen gemacht hat, und daß Ich „dadurch den Mann, den ich ſchon lange inner„lich hochſchätzte, auch öffentlich, auf eine ihm „angenehme Art, zu ehren Gelegenheit hatte."

„Es wird Mir auch in Zukunft jeder Anlaß „erwünſcht ſeyn, wo Ich die vorzügliche Achtung „bethätigen kann, mit welcher Ich verharre

Des Herrn Hofraths.

Wohlaffectionirter

Carlsruhe, den 17. Oct. 1807.

Carl Friedrich.

So lebte Jacobi, geehrt von seinem Fürsten und geliebt von Allen, die ihn persönlich kannten. Wer nun glauben wollte, daß er nach dem Verluste seiner innigen Freunde den Rest seines Lebens einsam und verlassen zugebracht hätte, der würde sich sehr irren. Einsam, d. h. abgeneigt, sich in großen und lärmenden Gesellschaften zu befinden, war der Dichter schon von Jugend auf. Am besten fand er sich in der Stille mit seinen Musen und seinen Büchern, und ging wenig aus. Daher nannte ihn auch der geistreiche Heinse, der Verfasser des Ardinghello, der treue Freund Gleims und der ganzen Jacobischen Familie, in seinen Briefen den Einsamen, ja sogar einmal den Stuben-Jacobi, im Gegensatze seines Bruders des Philosophen, der sich mehr in der großen Welt gefiel. Alle Gesellschaften der besten Häuser von Freyburg bemühten sich von jeher, den Dichter in ihrem Kreise zu haben. Er speisete nicht selten als Gast außer dem Hause, und es waren mehrere angesehene Familien, die ihm den Gebrauch ihrer Wagen und Pferde angeboten hatten, und ihn so oft abholen ließen, als es ihm gelegen war. Hievon machte er jedoch sparsamen Gebrauch, und sah lieber in seinem Hause

jede Woche ein- oder zweymal einen ausgewählten Zirkel von Herren und Damen vom beſten Ton, die ſich bey ihm verſammelten, um einen angenehmen Abend in ſeiner geiſtreichen Geſellſchaft zuzubringen. Die Unterhaltung beſtuhnd nicht im Kartenſpiel, ſondern in einem ſehr belebten Geſpräch über intereſſante Gegenſtände der Literatur und Kunſt. Es wäre zu wünſchen geweſen, ein aufmerkſamer junger Zuhörer hätte die vielen witzigen Einfälle, treffenden Urtheile und pikanten Anekdoten aufgezeichnet, an denen der Dichter nach ſeiner Erfahrung und vielſeitigen Lebensweisheit ganz unerſchöpflich war, ſo bald ſein Geiſt durch äußere Anregungen ſich elektriſirt befand.

Der feyerlichſte Tag in Jacobi's Familie war der Georgentag, an welchem ſein Namensfeſt, nach der Sitte des Landes, feyerlich begangen ward. Jeder, der nur den edeln Dichter kannte, und mit ihm in freundſchaftlichem Verhältniſſe ſtond, machte ihm am Morgen einen Beſuch. Die angeſehenſten Männer und Frauenzimmer brachten ihre Wünſche mündlich und ſchriftlich mit Gedichten, Kupferſtichen, Zeichnungen, Büchern, Blumen, ſeltenen Gewächſen, die er ſehr liebte, einige auch mit lieblichen Gefäſſen

von Krystall und Porzellan, je nachdem man glaubte, daß ein Andenken dem Dichter als Symbol des Wohlwollens werth und angenehm seyn könnte. Es war ein Wettstreit der Hochachtung, Freundschaft und Zuneigung gegen den allgemein verehrten Mann, dessen Herz diese Merkmale der Liebe und treuen Anhänglichkeit innigst rührten; es war ohnehin so geneigt, sich in Dankbarkeit zu ergießen. In dem beliebten Morgenblatte wurden zuweilen von seinen Freunden Beschreibungen eines solchen Hausfestes eingerückt. Und doch gab es Leute, die in die Welt hinausschrieben, als wenn Jacobi in der Stadt mißkannt, verlassen und ungefeyert sein Leben zugebracht habe. Dieß beklagte unter andern ein reifendes, sonst sehr schätzbares Frauenzimmer von zarter Empfindung, die sich auch als Schriftstellerin bekannt gemacht hat und sonst der Welt gern alles sagte, was sie gesehen oder gesehen zu haben sich eingebildet hatte. Ich will sie aus Achtung hier nicht nennen. Bey Jacobi verlebte sie kaum einen Tag, und sagte in Beziehung auf den gern einsam lebenden Dichter wenig Günstiges von dem geselligen Leben der Stadt. Wer nun Freyburg nicht kannte, mußte auf ihr Zeugniß hin glauben, diese angenehme und gast-

freye Stadt wäre von Halbwilden bewohnt gewesen, die den Werth des trefflichen Sängers nicht zu schätzen wußten. Doch sie wurde in öffentlichen Schriften über den unfreundlichen Ausfall, wie billig, zurechtgewiesen. Dagegen aber waren andere Fremde gerechter und bescheidener. Man kann wohl behaupten, daß kein gelehrter oder auch sonst ausgezeichneter Mann nach Freyburg kam, der ihn nicht besuchte; ja diese Höflichkeit erwiesen, aus persönlicher Achtung, ihm oft Personen fürstlichen Ranges.

Kaum darf man es unter die Eigenschaften des Dichters rechnen, daß er nicht gern ausging, und sich am wenigsten zu Fuße Bewegung auf dem freyen Felde und in der offenen Natur machte. Der Bau seines Körpers war von Natur schwächlich, und begünstigte seine Liebe zur Einsamkeit; so oft er auf einen großen und offenen Raum kam, von dem sich weite Aussichten hindehnten, ergriff ihn ein Schwindel, alles drehte sich um ihn her; vermuthlich rührte dieß von einer Nervenschwäche her. Man findet in der Lebensbeschreibung des berühmten russischen Leibarztes Weikard, daß auch er dem nämlichen Uebel bey offenen Umgebungen unterworfen war; ein Zufall, den er der Schwäche seiner

Nerven zuschrieb. Wir überlassen die Sache den Physiologen zu erklären. Nur dann ergriff auf dem freyen Felde der Schwindel den Dichter nicht, wenn der Standpunkt seiner Fernsicht mit Mauern oder hohen Hecken auf einer und der andern Seite gesperrt war; da hatte er gleichsam einen Sicherheits- und Anlehnungspunkt, auf dem er nach genommener Uebersicht eines unermeßlichen Raumes sogleich seine Augen wieder beschränken und ausruhen lassen konnte. Am liebsten ging er in Gärten spatzieren, wo die Gänge mit Rebgeländern, Spalieren oder Pyramidenbäumen eingefaßt waren, oder auch in Hohlwegen, die ihm zugleich einen Schutz gegen streichende Winde gewährten.

Wandelte ihn etwa die Lust an, sein Zimmer zu verlassen, um sich zu zerstreuen, dann ging er durch die Stadt in Gesellschaft seines Sohnes, mit dem er, wie er sich ausdrückte, Entdeckungsreisen machte. Dann zog ihn auch alles kindlich an, was er erblickte; ein neuer Schild an einem Hause, ein angeklecktes Gemälde, eine Inschrift konnte ihn fest halten, bis er alles genau beschaut hatte. Oft hatte sein Sohn Mühe, ihn von solchen Gegenständen wegzubeingen, und es gelang selten eher, als bis seine Schaubegierde

zur Genüge befriediget war; denn alles Ungewöhnliche sprach die Phantasie des gutmüthigen Dichters an, die ihm eine Menge verwandte Ideen vorgruppirte, oder ihm Stoff zu Fragen gab. Zuweilen ging er bey bekannten Bürgern in Kaufläden, ward sehr gesprächig, und that mitunter sonderbare Fragen über gewisse Gegenstände des Handels und ihre Verfertigung, die oft deutlich verriethen, daß das Reich des Dichters nicht von dieser Welt sey. Aber die anspruchlose Würde und der bescheidene Anstand, mit welchem er alles sagte und that, bewirkten, daß er überall freundliche Antworten erhielt, wenn gleich hintennach das Sonderbare der Fragen auffiel.

Geschah es zufällig, daß er einem ausländischen Bilderhändler begegnete, so wenig auch Sehenswerthes sein Kram versprechen mochte, so konnte man doch sicher seyn, daß er eine Unterredung mit ihm anknüpfen würde; denn das bunte Zeug, was zur Schau kam, belustigte ihn ungemein; vornehmlich aber freute er sich, die Sprache jenseits der Alpen, die er ausnehmend liebte, mit dem Manne sprechen zu können. Sah er eine Obstverkäuferin am Platze, die schöne Aepfel, Birnen, oder sonst etwas Auffallendes

hatte, wie es die Jahrszeit mit sich brachte, so stellte er sich ohne Bedenken als Käufer dar, um seiner Gattin oder den Gespielen seines Sohnes etwas in der Tasche nach Hause mitzubringen; dabey war er besonders vergnügt. Schon die Glückseligkeit des Erwerbes durch Einkauf war bey ihm nichts Kleines; dann kam jene des Austheilens hinzu, und dabey noch der Anblick der Freude, den seine Gaben verursachten.

So wie unter den Schülern des Sokrates, eben so wurden oft unter den jüngern Freunden Jacobi's Fragen über die Geisteseigenschaften ihres Meisters aufgeworfen. Ich erinnere mich wohl, daß einmal zwischen ihnen das Problem sich erhob, wie doch der einsame Dichter, schon von Jugend auf abhold der anstrengenden Bewegung und dieselbe auch noch jetzt nicht gerne zu Fuße unternehmend in Felder, in Wiesen und Waldungen, dennoch so unnachahmlich schön die mannigfaltigsten Gegenstände der freyen Natur schildern konnte. Ich weiß nicht mehr, wie die Frage aufgelöst ward; allein ich will es versuchen, dieselbe nach meiner Ansicht aufzuklären. Schon machte Moses Mendelssohn, der israelitische Weise, in seinen Briefen über die Empfindungen die treffende Bemerkung, daß, je

deutlicher die aus vielen Merkmalen zusammengesetzten Begriffe von einem Gegenstand sich entwickelten, desto mehr schwächte sich das innere Gefühl. Denn in der That, entfernten Gegenständen leiht die Einbildungskraft viele Eigenschaften, die vielleicht nicht in denselben sind, die jedoch eben wegen ihrer Dunkelheit das innere Gefühl desto mehr in Anspruch nehmen. Werden aber diese Gegenstände hierauf in der Nähe untersucht, so gewinnt der prüfende Verstand, als höhere Seelenkraft, die Oberhand über das niedere Empfindungsvermögen, und lähmt der Phantasie ihre Zauberkräfte.

Dieß mag nun der Grund seyn, warum Dichter meistens sich glücklicher finden, als kalt prüfende Menschen. Alles sehen jene mit andern Augen an, und — wie sich ein Engländer ausdrückte — sie beköstigen ihren innern Geist mit ihren selbst geschaffenen Bildern. So etwas widerfuhr ohne Zweifel auch unserm Jacobi. Die meisten Naturerscheinungen sah er in der Ferne oft nur flüchtig und oberflächlich; das übrige malte ihm seine Phantasie aus, jene geheime Künstlerin der innern Welt, die er in seinem Herzen eingeschlossen mit sich trug.

Regelmäßig in den Herbstferien pflegte der

Dichter gern eine Reise auf das Land mit seiner Familie zu machen; doch mußte der Wagen, um dem Schwindel vorzubeugen, wenigstens rechts und links beschlossen seyn, wenn er auch vorn offen blieb. So lange noch Schlosser und Zink in Emmendingen lebten, ging seine periodische Wanderung zu diesen. Nach ihrem Ableben ging die Reise nach Heitersheim, einige Stunden westwärts von Freyburg, der Residenz des Reichsfürsten und Johanniter-Obristmeisters, dem die in Deutschland wohnenden Maltheser-Ordensritter untergeordnet waren. Dort wohnte damals ein Mann, dessen sehr geschäftvolles Leben sich durch den stillen Umgang mit den Musen, mit den weisen Männern einer vergangenen Vorwelt, und durch den Genuß der schönen Natur und der holden Gartenkunst erheiterte. Er suchte Jacobi den Verlust seiner Freunde wo nicht zu ersetzen — denn das war unmöglich — aber doch das von einem so empfindlichen Verlust unzertrennliche Nachgefühl zu mildern. Mit treuer Anhänglichkeit öffnete er dem alten Dichter zuvorkommend Haus und Gärten.

Die Ankunft fiel meistens in die ersten Wochen des Octobers, ein Zeitpunkt, in welchem

die Natur, begünstigt von einem milden Klima, alle ihre Erzeugnisse in großer Mannigfaltigkeit und in voller Reife zur Schau stellte. Hier mag nun auch der beste Anlaß seyn, die Lebensweise des kindlich gesinnten Dichters auf dem Lande, gesöndert von allen Unterbrechungen durch Sorgen und zufällige Störungen, zu beschreiben. Vor allem war man bemühet, die Zimmer, die seiner Familie zur Bewohnung angewiesen wurden, ganz nach seinem Geschmacke und seiner Gemächlichkeit einzurichten, so daß er, so wenig als möglich, die Uebersetzung von dem Herde seiner städtischen Hausgötter bemerken möchte; denn in der That, es kostete ihn doch einige Mühe, sich aus seinen gewohnten Umgebungen herauszufinden. Kleine Eigenheiten hatte er, denen man nachgeben, oder die man mit möglichster Schonung hintergehen mußte.

So verweilte er z. B. gern lange im Bette, und vertraumte die schönsten Morgenstunden. Seinen Freunden lag aber daran, jede Minute in seinem angenehmen Umgange zu genießen. Man spielte ihm also, wenn er anders des Nachts ruhig geschlafen hatte, mit Vorwissen seiner Gattin, die gerne frühe aufstand, die kleine List, daß man die Hausuhren vorwärts oder rückwärts

richtete, je nachdem es die Absicht erforderte, ihn eher oder später zum Frühstücke, zum Mittagessen oder zum Spaziergange zu bringen. Er frühstückte gern um 9 Uhr, man richtete aber die Uhr um eine halbe Stunde früher; das bewog ihn dann früher aufzustehen, und so ward ein Theilchen der Zeit für seine Freunde gewonnen.

Seinem Zimmer gegenüber lag ein heiterer Saal mit einem offenen welschen Kamine, unter dem man an kühlen Herbstmorgen feuerte; man nannte ihn den *sacer Focus*, den heiligen Herd, um welchen die Familie versammelt ihn erwartete. Gerade über dem Gesimse dieses Kamins stand in der Mitte eine kleine Minerva, die Lanze in der Hand, rechts ein Merkur, links ein Mars, Bilder von altem Bronze, die ein Freund dem Hausherrn aus Sizilien, wo sie waren ausgegraben worden, zum Geschenk mitgebracht hatte. Vor diesem *sacer Focus*, den Penaten geweiht, ward ein Teppich ausgebreitet, und der Tisch mit dem Frühstücke hingesetzt. Dort trank der Dichter mit aller Gemächlichkeit seinen Kaffee. Der Anblick der Minerva, welcher man eine kleine Libation von Milch, auf gut heidnische Weise mit einem Spruche begleitet, in das Feuer goß, begeisterte ihn zur Freude.

Nun spannen sich literarische Unterhandlungen an. Alte und neue Bücher, Kupferstiche, Landkarten wurden aus der Bibliothek herbey gebracht, und da ward dann mancher problematische Artikel vorgelegt und berichtiget. Während dem die Frauen arbeiteten, die Männer sprachen, war Jacobi's junger Sohn mit den Kindern des Hauses auf dem Teppiche vor dem lodernden Feuer gelagert, und so unterhielten sie sich nun auf ihre eigene Weise entweder mit Beschauung naturhistorischer Abbildungen, oder mit Spielen, oder sie brieten sich auf den heißen Kohlen Aepfel und Birnen, bis endlich Lebhaftigkeit und Ungeduld das junge Volk in den Garten trieb. Nie vor eilf Uhr zog sich der Dichter an; bis dahin blieb er im Schlafrocke, ein eigenes grün lederenes Käppchen auf dem Haupte, der Form nach jenem ähnlich, das man an dem alten Dichter Petrarka in Kupferstichen zu sehen gewohnt ist. Das Anziehen war für ihn eine besondere Arbeit; es dauerte wohl eine gute Stunde, eh' er wieder außerhalb seines Zimmers erschien. Denn da mußte erst alles nach seiner gewöhnlichen Pünktlichkeit und Reinlichkeit, die Schlafmütze mit eingeschlossen, in bestimmte Falten gelegt, alles Abgelegte versorgt, und jedem Stücke

sein Ort angewiesen werden. Dieß verrichtete er alles selbst, niemand durfte ihm hülfreiche Hand leisten. Gattin und Freunde mußten ihn also antreiben; dann um zwölf Uhr ging man erst eine Stunde lang im Garten spatzieren; wenn man ihn aber nicht trieb, so kam er gewiß eine halbe Stunde zu spät.

In dem Garten, der in einem gedehnten Raume am Hause gelegen war, und der auf verschiedenen Terrassen wohl alles zusammenfaßte, was die Flora und Pomona darbieten konnte, waren eigene Lieblingplätze für den Dichter zugerüstet. So fand sich auf einer Anhöhe unter einer Karolinischen Pappel ein durch Kunst zusammengesetzter Fels von Tuffstein, in welchem ein Sitz mit Moos bedeckt für ihn angebracht ward. In die Höhlungen des Felsens wurden Lorberbäume und Myrthensträuche eingepflanzt, die ihre Aeste von oben herab auf sein Haupt senkten. Auch verbreiteten da weißer und gelber Jasmin ihre wohlriechenden Düfte; die Blumen der seltensten Geranien, in den Boden eingesenkt, glühten aus dem Dunkel des Laubes; auch schlang sich der eigentliche Kissos der Griechen, der dem Freudengeber Bachus gewidmete Epheu, an dem weißen säulenförmigen Stamm

eines schön gewölbten Nußbaumes hinauf. In der Nähe standen einige schlanke lombardische Pappelbäume, und an diesen zogen sich Weinreben in die Höhe, deren gelbe oder purpurne Früchte herab hingen, oder aber, wie in Italien, in Gehängen von einem Stamme zum andern geleitet, sich im Luftstrome wiegten.

Wenn Jacobi einige Gänge durch den Garten im vollen Sonnenscheine gemacht hatte, pflegte er auf diesem Felsensitze seiner Ruhe. Dort hatte er zur linken Hand eine bemooste Ara, d. i. einen kleinen, von kunstlos auf einander gelegten Felsenstücken gebildeten Altar, der unter einem wilden Oelbaume, oder dem wohlriechenden orientalischen *Elocagnus* mit weißen filzigen Blättern, sich einige Schuhe über den Boden hob. Auf diese Ara legte der Dichter sein Buch oder seine Schreibtafel, schaute von da aus über ein sichtbares Segment des fernen Rheines nach den Vogheſischen Gebirgen, überließ sich seinen Phantasien ungestört, und las oder zeichnete etwas in seine mitgebrachten Papiere auf. Das Vergnügen, welches er an diesem Sitze fand, und die Träumereyen, in die er sich dort gerne einwiegte, gaben den Gliedern der Familie den Anlaß, daß sie den

Ort den Poetenwinkel nannten. Dorthin brachten ihm die Kinder in Körbchen alle Arten von Blumen, dann Pfirsiche, Feigen, Mandeln, Trauben, und was ihn von Gartenfrüchten freuen konnte. Was er nicht gleich aß, ward ihm auf sein Zimmer getragen. An diesem Orte aber gefiel er sich so wohl, daß man oft eine sanfte Gewalt anwenden mußte, um ihn aus den Höhen seiner Phantasie herabzuziehen, und zur Mittagstafel zu führen.

An der Tafel war Jacobi äußerst mäßig; alles war von ihm abgewogen, doch ließ er sich unter der Lebhaftigkeit des Gespräches, gleichwohl nur selten, verleiten, einen Freudenbecher mehr zu leeren. Darin ganz ungleich seinem Freunde Gleim, den er als den undurstigsten aller Poeten bezeichnete, weil er nichts als Wasser getrunken hätte. Jacobi ließ sich aber nur dann bewegen, etwas mehr als gewöhnlich zu trinken, wenn die jungen Töchter des Hauses von der Tafel aufsprangen, sich an das Klavier setzten, und seine eigenen Lieder, der Freude und Geselligkeit gewidmet, absangen. Dann ward der alte Dichter neu belebt; dann flossen auch witzige Einfälle, Anekdoten, Berichte von gemachten Erfahrungen, und eine reiche

Charakteristik von Personen, mit denen er in früheren Zeiten Umgang gehabt hatte, von seinen Lippen.

Ein Theil des Nachmittags ward in Ruhe oder mit Lektüre im Zimmer zugebracht; aber so bald die Sonne sich neigte, um bald hinter den Vogheſen zu verschwinden, da ging es wieder in den Garten. Er wandelte unter den mit Obstpyramiden besetzten Baumgängen nachsinnend auf und ab, blieb oft stehen, und schaute nach der Sonne, bis sie mit dem letzten Strahle hinter dem Gebirge sank. Hierauf zog man wieder an den Theetisch vor dem lodernden Kamin; da wurden zuweilen von ihm seine neuesten Gedichte vorgelesen, und beurtheilt; die Zeit entfloh, bis die Glocke zum Nachtmahle rief. Aber diese Sitzungen am Abendmahle wurden nicht selten über die Gebühr verlängert. Oft geschah es, daß die Frauen und Kinder schon längst verschwunden waren, und daß der ländliche Nachtwächter mit heiserer Stimme — die Glocke hat zwölf geschlagen — ausrief, und noch immer saßen die Freunde unter traulichen Gesprächen am Tische. Ueberhaupt ging der Dichter gern sehr spät zu Bette, und meinte, was auch einige Physiologen geäußert haben: „Der Mensch

„lebe nur dann eigentlich, so lang' er wache.“ Gewiß sind die Nachtstunden den Musen und ihren Günstlingen hold. Sie entzünden die Phantasie, erregen bey der Stille der Nacht die Ideen und diese folgen sodann gedrängter aufeinander. Auch sollen unserm Schiller die besten Gesänge und Schauspiele bey nächtlicher Stille aus der begeisterten Seele geflossen seyn.

Wenn Jacobi's Geist auf einen ihm bisher unbekannten Gegenstand stieß, so ergriff er ihn mit dem lebhaftesten Antheil; seine Phantasie ward mächtig aufgeweckt, und sogleich bot sie ihm Bilder, Aehnlichkeiten, und mythologische Erinnerungen in großer Fülle dar. Auf einem freyen Balkon des Hauses, von welchem man eine schöne Aussicht über den Garten hatte, sonst auch eingerichtet um Früchte an der Sonne zu dörren, sah Jacobi von ungefähr eine beträchtliche Anzahl schwarzer geflügelter Thiere sich auf einem Brette in abgemessenen Kreisen herumtreiben. Er berief seinen Freund, und dieser erklärte ihm: Es wären männliche Ameisen, die bekanntlich geflügelt sind, und dort vielleicht an zurückgebliebenen Süßigkeiten Nahrung suchten. Die für ihn neue auffallende Erscheinung belustigte ihn außerordentlich; er spürte bald die

Höhle in der Mauer aus, von woher die schwarzen Legionen der kleinen Ungethüme auszogen, und seither konnte er da oft eine halbe Stunde dem lebhaften Umtriebe zuschauen. Bald bot sich seinem Gedächtnisse die mythologische Geschichte der Myrmidonen dar, nach welcher eine Kolonie Ameisen auf der griechischen Insel Aegina von den Göttern in Menschen verwandelt worden, um das durch Pest verödete Eiland zu bevölkern; ihre Nachkommen zogen, so sagt die Fabel, unter Anführung des Achilles zur Belagerung von Troja. Sogleich wurden Ovids *) Verwandlungen als Urkunde dieser Metamorphose nachgeschlagen, vorgelesen, und von Jacobi erläutert; sogar mußte Homers Iliade herbey, um die Thaten der tapfern Myrmidonen und ihres unbesiegbaren Feldherrn näher kennen zu lernen. So lange Jacobi da war, wurden die kleinen Myrmidonen täglich gemustert; seine Phantasie entdeckte sogar Wettkämpfe und Wettrennen, wie sie die Griechen um das Grab des Patroklos gehalten. Zuweilen hielt er vor dem Schlafengehen, bey Licht oder Mondschein, noch über sie eine kurze Heerschau, und beym

*) Ovid. Metaph. L. 7. V. 622. seq.

Vorbeygehen am Zimmer seines Freundes, rief er: „Noch immer hören die Myrmidonen nicht auf, ihre Kriegsübungen zu machen."

Nie wollte der Dichter über acht Tage auf dem Lande bleiben; da waren alle Bitten vergebens. Ein Geist der Unruhe faßte ihn, und trieb ihn wieder zu seinen stillen Penaten in die Stadt; man mußte ihn im Frieden ziehen lassen. Aber aus dem ländlichen Aufenthalte brachte er immer neu erfrischtes Leben und Phantasien mit sich nach Hause, die er zuweilen in Aufsätze ergoß*). Zuletzt entrückten auch diesem ländlichen Freunde die Umwälzungen der Zeit auf immer jenen angenehmen Aufenthalt, den Jacobi's Muse verherrlicht hatte.

Es bedurfte vieles Ueberreden, daß Jacobi noch einige Zeit vor seinem Ende sich entschloß, die Sammlung seiner Werke in einer neuen Ausgabe der literarischen Welt mitzutheilen. Dazu hatte ihn schon der ältere Stollberg in einem Schreiben aus Windeburg in Schleßwig vom

*) Siehe seinen Aufsatz über englische Gärten, Iris 1807 S. 121; sodann in dem Briefe an Pfeffel über den Poeten-Winkel, Jac. Werke IV. Bd. 1. Abth.

23. Juni 1805 aufgefordert. In demselben, sagt er: „Es ist mein beständiger sehr lebhafter „Wunsch, daß von Ihren für mich einen un„beschreiblichen Reitz habenden Gedichten eine „Sammlung erscheinen möge. Es ist unmöglich „sie zu bekommen, und so viele Mühe ich mir „auch darum gegeben habe, so bin ich doch „überzeugt, daß mir viele Ihrer allerliebsten Lie„der mangeln. Um Gotteswillen, daß nur keine „fremde Hand daran rühre. Dieser zarte Blü„thenstaub erduldet keine Antastung, durch jede „gewährte Verbesserung würden sie nur verlie„ren. Nur Sie selbst, und doch o! mit wel„cher keuschen Vorsicht. Vor allem möchte ich „Ihrer in Wahrheit viel zu weit gehenden Be„scheidenheit zurufen: Ne cui, quam tibi credas.“

Mit den Wünschen des edeln Stollbergs vereinigten seine Freyburger Freunde die ihrigen, und endlich entschloß sich der Dichter, denselben Folge zu leisten; so machte er sich an die Arbeit, und der erste Band erschien zu Zürich im Jahre 1807. Vor der Hand berief der Dichter einen kritischen Areopag einsichtiger Männer, unter denen auch etliche seiner gebildetesten Schüler, die einst in seinem Hörsaale saßen, sich befanden. Die Ausgabe sollte alles das umfassen,

was dieses kritische Gericht der Erhaltung würdig fände.

Mit welcher Umsicht und Gewissenhaftigkeit Jacobi diese Unternehmung leitete, davon giebt er uns selbst in seinen Vorreden Rechenschaft. Er war entschlossen, alle seine jugendlichen Arbeiten, als zu leichte Spiele seiner Muse, zu verwerfen. Allein die Glieder des Areopags setzten sich dagegen; denn sie fanden es angemessener, daß mehrere auserwählte Lieder auch seiner Jünglingsjahre als Urkunden der stufenweisen Bildung seines Geistes aufgehoben würden. Und so wurden dann viele, die der Sinn des Dichters schon verurtheilt hatte, gerettet. Groß und mannigfaltig waren bey dieser Sichtung die Aufopferungen, groß die Verläugnung der Selbstliebe; denn der Stoff, der in der ersten Ausgabe zwey Bände einnahm, ward jetzt auf einen Band zurückgebracht. Die Veränderungen, die der Dichter etwa an der poetischen Sprache, oder an der Harmonie der Verse vornahm, überließen die kritischen Freunde ganz seinem Belieben, eingedenk der Stollbergischen Mahnung.

In der That hat wohl noch nie ein Sterblicher ein strengeres Gericht über seine Geistes-

erzeugnisse gehalten. Hier mag der Ort seyn, wo über die Klassifikation seiner Gedichte am füglichsten gesprochen werden kann. Sie können bestimmt unter zwey Abtheilungen gebracht werden. Die erste begreift die Gesänge seiner Jugendjahre, die zweyte jene, da der Dichter bereits zum vollendeten Manne gereift, und sein Geist durch vielseitigen Umgang, durch Erfahrung und Lebensphilosophie und fleißiges Studium seiner Kunst geläutert war.

Ueber die erste Epoche machte man dem Dichter den Vorwuf der sogenannten Grazie des Kleinen, weil er, genährt durch den Geist des Anakreon und durch die Lesung von französischen erotischen Dichtern, sich immer unter Liebesgöttern in den Hainen von Paphos und Amathunt herumdrehte, mit Gleim, der die nämliche Manier befolgte, umging; auch weil ihn Wieland, der Geschichtschreiber der Grazien, ganz gebildet in der griechischen Schule, früher zu jenen sanften Liedern und Dichtungen aufmunterte, die so manche unverdorbene Seelen rührten, und in dem Kreise so vieler liebenswürdigen, reingesinnten Frauenzimmer unter Gesang und Musik gefeyert wurden. Daß der Geschmack des Schönen, und die Empfindung

des Sittlichen dadurch befördert worden, wird niemand in Abrede stellen. Daß man aber damals in Jacobi den Nachahmer der leichten französischen Grazie ahnen wollte, daran mag wohl Gleim selbst Schuld gewesen seyn, der in seinen erschienenen Briefen seinen jungen Freund gar oft mit Gresset und Chaulieu verglich, ohne zu bedenken, daß er dessen Original-Genie dadurch eine wesentliche Beeinträchtigung zufügte.

Sey es nun, wie es wolle, in der Folge änderte sich freylich der Geschmack an Dichtungen dieser Art. Hatten doch auch die ältern beliebten Dichtungen gleiches Schicksal. Hier will ich nur an die von Bodmer besungene Patriarchalwelt, an Geßners Idyllenwelt, ja an das unsterbliche Epos des größten unserer Dichter, an die Messiade Klopstoks, erinnern. — Leider wollen auch diese Meisterwerke seit geraumer Zeit keine Bewunderung mehr erregen; im Gegentheil, sie werden von Vielen mit Kaltsinn bey Seite gelegt. Sind sie deßwegen minder vortrefflich? — Zum Glücke hat sich wenigstens noch die Vorliebe zur griechischen Kunst in den Werken der Bildnerey erhalten, und wir betrachten noch mit Entzücken den nämlichen Amor, die nämlichen Grazien, die näm-

lichen Göttinnen und Nymphen auf Kameen und Gefässen, die Jacobi in seinen ältern Dichtungen so schön durch das lebendige Wort einer bezaubernden Sprache früher uns versinnlicht hatte.

Ein scharfsinniger Mann, mit dem ich einmal über die Abgunst sprach, die eine spätere Nachkommenschaft gegen die Jugendgesänge Jacobi's zeigt, gab mir noch einen andern Grund an, über den ich zu entscheiden für mich nicht wage. Er sagte: „Allerdings haben sich Zeiten und Geschmack geändert; unsere jungen Leute gefallen „sich nicht mehr in den dichterischen sanften Herzensergießungen, die uns ehedem in eine „idealische Welt versetzten; sie betrachten die „Liebe als einen süßen und flüchtigen Wahnsinn, „dessen Bilder wie leichte Nebel sich in Abgründe „senken, dann aber nach dem Verschwinden „eine öde Wüste und eine Welt voll Mühseligkeiten erscheinen lassen mit Kummer erwecken„den Trauerbildern, bey deren Anblick der Rest „unsers Lebens sich trostlos aufzehrt. Wir finden also keinen Beruf, die Sänger der Liebe, „die diesen Wahn befördern und unterhalten, „zu empfehlen. Selbst dem weiblichen Geschlechte werden sie schädlich, weil dasselbe an

„ewig gepriesene und besungene Eigenschaften,
„welche die Natur ihm nur selten verleiht und
„schnell hinschwinden läßt, am Ende ernstlich zu
„glauben anfängt, und sich als den Mittelpunkt
„des irdischen Glückes ansieht; dann aber, wenn
„der benebelnde Weihrauch verfliegt, zum Be-
„wußtseyn seiner angebornen Schwäche erwacht,
„und nur mit Mühe zur Theilnahme an den
„Drangsalen des Lebens bewogen werden kann.
„Nur wer der Natur treu bleibt, und das un-
„vermeidliche Loos, wie es fällt, mit Stand-
„haftigkeit aufnimmt, und sich durch keine Täu-
„schungen bezaubern läßt, nur der kann Anspruch
„auf Glück und innern Frieden machen. Täu-
„schungen aber, die man so oft in den zur
„Weichlichkeit stimmenden Dichtungen antrifft,
„sind Lügen, die zwar gern bey öftern Wiederho-
„lungen geglaubt, am Ende aber sehr empfindlich
„und theuer gebüßt werden müssen."

So sprachen besonnene junge Leute. Ich lasse ihre kalten Vernunftschlüsse dahin gestellt seyn, wie auch die Beobachtungen, die sie machten, daß die meisten ihrer jungen Lebensgenossen, die, gelockt durch Zauberformen der Dichter, in ihrem süßen Wahnsinne Verbindungen schlossen, unglücklich geworden seyen. Aber ge-

wiß iſt es auf der andern Seite, daß in den letzten Dekaden des verfloſſenen, und in den jüngſten des laufenden Jahrhunderts die Aufmerkſamkeit der Welt näher auf Streite über Politik und auf Waffengetümmel gelenkt ward; es bedurfte der Weckung großer Leidenſchaften zu Kämpfen, welche für Freyheit, Herd und Altar geführt wurden; die ſanftern Empfindungen mußten zurücktreten; die griechiſch-idealiſche Welt der Dichter verſchwand; man ſchöpfte das Hochgefühl des Muthes nicht aus den Sängern der Liebe, die das Herz nur weich machten, wohl aber ſtählte man es an den unſterblichen Schriften des Plutarch's, des Xenophon, des Thucydides und der erhabenen griechiſchen Tragiker, welche die männliche Kraft zur Vaterlandsliebe und Selbſtaufopferung entflammten. So war der Gang des menſchlichen Geiſtes! Daher wird man mit dem holden Frieden doch auch wohl zu ſanftern Gefühlen zurückkehren.

Die zweyte Epoche von Jacobi's Dichtungen berechnet ſich von der Zeit, da er ungefähr 53 Jahre alt war, alſo vom Jahre 1775 bis an ſein Lebensende. Sie faßt einen mannigfaltigen Reichthum ſeiner Muſe, und doch verwarf er auch gegen den Einſpruch ſeiner Freunde

über fünfzig Stücke, die ein so hartes Urtheil vielleicht nicht verdient hätten. In diesen Zeitraum, besonders nach seiner Uebersiedelung in die Stadt Freyburg, fallen so viele Lieder und prosaische Aufsätze, die einen moralischen eignen Zweck haben, so viele Episteln und Gelegenheits-Gedichte überfließend von sanfter und heiterer Lebensweisheit. Sie werden die Prüfung aller Jahrhunderte bestehen, wofern anders unsern Nachkommen Reinheit, Ungezwungenheit und Harmonie der Sprache, Zartheit der Empfindungen und Bilder, und Wahrheit in den originellen Ansichten der menschlichen Dinge noch theuer bleiben. Unter allen Dichtungsarten sind vielleicht Gelegenheitsgedichte, wenn sie nicht in das Gemeine und Alltägliche herabsinken, die schwerste Aufgabe; aber Jacobi wußte einen solchen Reitz der Neuheit durch Herbeyführung von Nebenideen und großen Gedanken hineinzulegen, daß jeder die seinigen mit Vergnügen lesen wird*).

Aber alle diese so gefeilten Arbeiten fanden doch auch Tadler. Denn gleichwie im Reiche des Geistes bey den Deutschen nichts stille stehen

*) Siehe darüber seine Erklärung in der Iris vom Jahre 1806 S. 252.

kann, sondern durch einen eigenen Gährungsprozeß der Ideen sich oft ein schmählicher Geist des Unsinns entwickelt, so entstand auch unter unsern Augen eine romantisch-mystisch-poetische Schule, die sich über alle Gesetze des Geschmacks, der Sprache und der natürlichsten Ideenreihen hinwegsetzte. In ihrer Wahnbegeisterung nannte dieselbe z. B. ein schönes künstliches Gebäude durch eine ungeheue Hyperbel eine gefrorne Musik ꝛc. Den Jüngern dieser Schule, so wie jenen, die ihnen nachbeteten, müssen wohl Jacobi's Dichtungen viel zu nüchtern erscheinen. Sie schöpften aus den trüben Oelgefässen des Mittelalters ihre geweihten Salben, um damit die Phantome ihrer verrückten Einbildung zu heiligen; und so erlebten wir in den Gesängen von einem Dichter, der früher allerdings Beweise von hohen Talenten gegeben hatte, sogar zu lesen:

Wir sind die Glöcknere der romantischen Minne,
Und preisen die Himmels-Königinne.

An diese schlossen sich die Männer mit dem spanischen Sonetten-Geklingel, die Glöckchen an die verschränkten Schneiderbeine ihrer Verse hingen, und unsere Ohren damit betäubten. Von

vielen Mitgliedern dieser beyden Gilden wurden Jacobi's Gesänge kalt und vornehm bespöttelt; der Mann des Friedens antwortete auf keine Beleidigung: doch einige seiner Freunde ergriffen die Feder, und wiesen die neuen Herren in die Schranken der Achtung, die man dem Genius des guten Geschmacks, den Musen und ihrem Priester, einem deutschen Klassiker schuldig ist, etwas derb zurück.

Doch ich habe ja keine Recensionen zu schreiben, sondern nur das anzuführen, was mir von der Geschichte der Jacobischen Werke wissenswürdig schien. Wenn nun auf einer Seite Romantiker und Mystiker Unfug trieben, so war auf einer andern die Erscheinung nicht minder befremdend, daß einige Protestanten strengerer Observanz Jacobi's Lieder vom Feste aller Seelen *) und auf den Aschermittwoch **) gegen das System ihres Kirchen-

*) Siehe Jac. Werke II. Bd. 2. Abth.

**) Siehe Jac. Werke III. Bd. 2. Abth. Vermuthlich stießen sich die Herren an dem Feste der römisch-katholischen Christen, das am Ende des Novembers zum Andenken der Verstorbenen durch Predigten, Gebete und fromme Wünsche gefeyert wird. Freunde besuchen und bekränzen dann mit Blumen die Grä-

glaubens anstoßend und nicht orthodox fanden, und wo nicht öffentlich, doch geheim darüber lärmten. Und doch ist auch nicht eine Spur von kirchlichen Dogmen darin, sondern nur fromme Betrachtungen über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens und Wünsche für die Ruhe derer, die die Welt verlassen haben. Nie, wie ich schon sagte, ward der alte Dichter seinem Kirchenglauben, nie seiner Moral, noch weniger seinem Geschmacke untreu. Bey diesem Anlaß kann ich einen Gedanken nicht unterdrücken, der mir schon oft vorschwebte. Wenn es in der Welt Menschen giebt, die da glauben, sie seyen in ihren Meinungen unfehlbar, so giebt es auch Andere, die ihnen widersprechen, und auf der Gegenseite behaupten, sie könnten in ihren

---

der ihrer Voreltern, Verwandten, Geschwister und Kinder; da fließt dann manche Thräne der Liebe zur Ehre des menschlichen Herzens. Warum aber die Herren sich nicht bey Jacobi's Lied, die Auferstehung, das die nämliche Tendenz hat, und in seinen Werken Bd. II. 1. Abth. vorkömmt, rührten, ist mir nicht erkennbar. — Nachrichten zufolge soll jetzt auch ein Fest zum Andenken gestorbener Krieger in Berlin jährlich gefeyert werden.

eignen Meinungen nicht irren. Was ist nun der Unterschied zwischen beyden? Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte: Gott allein kennt sie.

Jacobi erlebte noch eine neue Zürcherausgabe seiner Werke; aber in der Zwischenzeit auch einen Unfall, der dem frommen Greise das Herz brach. Er hatte seinen einzigen Sohn, Fritz, von Kindheit an sorgfältig erzogen, und in dem Tempel der Wissenschaften zur ächten Humanität eingeweiht. Er wuchs auf zu einem Jünglinge von hervorstechenden Talenten, durch den Homer, den Virgil und die großen Muster der Vorwelt gebildet und angeleitet von dem Geiste seines Vaters. Allein bey der Aussicht auf die schönsten Hoffnungen, die eine solche Blüthe versprach, starb er nach dem siebenzehnten Jahre seines Alters im Jahre 1811, wie es scheint, an den Folgen einer Erhitzung. Die Kunst der geübtesten Aerzte, geprüfter Freunde des Hauses, vermochte ihn nicht zu retten gegen die Schlüsse des unausweichlichen Schicksals, das ihn in eine bessere Welt forderte. Wer vermag den Zustand der trostlosen Eltern zu beschreiben? Die bildenden Künste, wollten sie es versuchen, den Kummer sinnlich darzustellen, müßten hier das Haupt des greisen Vaters verhüllen, wie

es jener Maler aus der griechischen Vorwelt that, der Agamemnons Angesicht in dem Augenblicke verhüllt darstellte, da seine schöne Tochter als Opfer der Diana durch den Dolch des Kalkas fiel.

Die Freunde des Dichters ließen es an nichts ermangeln, um den gebeugten Geist aufzurichten. Aber die Wunde des Herzens war zu tief. Bemühte er sich auch selbst, durch christliche Gelassenheit, Resignation und Standhaftigkeit den Kummer zu mildern, nie kehrte doch ganz wieder die alte Heiterkeit in sein Herz; zuweilen konnte er sich vergessen, aber nie ganz erholen. Einem Freunde, der auswärts war, klagte er in einem Schreiben sein Unglück, und sagte: „Ach, „Sie werden mich um hundert Jahre „älter finden!"

Doch die Vorsehung, für die es zuweilen, nach Seneca's Aeußerung, ein würdiges Schauspiel ist, einen tugendhaften Mann mit dem Unglücke ringen zu sehen *), hatte ihm noch vor dem Abschied aus diesem Leben eine zwiefache Erholung aufgespart. Im Sommer des Jahres 1812 be-

*) Dignum Deo spectaculum, videre bonum virum cum malâ fortunâ colluctantem! Senec.

suchte ihn sein Bruder, Präsident der Akademie von München, begleitet von seinen beyden Schwestern, zu Freyburg. Diese Erscheinung goß wieder lindernden Trost in seine Brust. Ein Jahr später erlebte er noch, daß der Freyheitskrieg um die Rettung Deutschlands nach der gewonnenen Völkerschlacht bey Leipzig eine günstige Wendung bekam. Wie fröhlich empfing er diese angenehme Nachricht! denn seine reine Vaterlandsliebe hatte immer den lebhaftesten Antheil an den Ereignissen der letzten Zeiten genommen, von deren Entwickelung er die Unabhängigkeit der Deutschen oder ihre Knechtschaft erwartete. Endlich genoß er noch der Freude, daß die drey großen Monarchen, die Sieger auf den Schlachtfeldern Sachsens, für einige Zeit am Ende des Jahres 1813 ihre Standquartiere zu Freyburg hielten, und unter diesen der König von Preußen, Neffe Königs Friedrichs II., dessen Andenken, als seines ehemaligen Landesherrn, dem Dichter so unvergeßlich war. Zwar lag er bereits niedergedrückt von der Schwäche des Alters, und jenen Krankheiten, die dessen Gefährtinnen zu seyn pflegen. Gleich einem Feuer, dem Nahrung zugeschoben wird, loderte noch einmal sein Dichtergeist auf. Durch einen schönen Gesang

feyerte er die freudenvolle Begebenheit und die Auſpizien des anbrechenden neuen Jahres, an dem ſich die Retter der Welt, die zwey Cäſaren und ein mächtiger König vereinigt fanden. Dieß war aber der letzte Schwanengeſang des Dichters.

Unbegreiflich iſt es, wie der geſchwächte Dichter ſo nahe an den Pforten des Todes, gleich dem Orpheus, noch mit ſolcher Kraft und Beſonnenheit ſein Saitenſpiel ertönen zu laſſen vermochte. Ich füge dieſen letzten Geſang am Schluſſe dieſer Lebensbeſchreibung bey, der damals in den Freyburger Blättern abgedruckt worden. Nicht für den Literator allein, ſondern auch für den Pſychologen bleibt er merkwürdig; denn er beweiſet, wie kräftig der menſchliche Geiſt ſiegend über körperliche Schwächen und Leiden auf den Fittigen der Phantaſie noch in den letzten Augenblicken ſich empor ſchwingen könne. Aber wo war je ein Dichter, der in einer ſolchen Lage, wie der ſterbende Jacobi, mit einem ſolchen Reichthum poetiſcher Bilder, Wendungen und Ausdrücke, mit einer ſolchen Zierlichkeit, Zartheit und rhythmiſcher Anmuth der Sprache von der Welt Abſchied nahm, und ſein Volk mit einem prophetiſchen Geiſte zu Hoffnungen beſſerer Zeiten aufmunterte, die er leider ſelbſt nicht

mehr erlebte, die aber von den drey großen Monarchen bald nach seinem Ableben zum Troste aller Nationen herbeygeführt wurden. Oder aber geschieht es zuweilen, daß fromme Dichter vor ihrem Ende noch einmal durch jene göttliche Inspiration angefeuert werden, von der ein alter römischer Sänger sagte:

Est Deus in nobis, agitante calescimus illo!

Das Lied gab er am Vorabend des 1. Jenners in die Druckerey ab. Als er damit fertig war, sagte er: Ich werde wohl das neue Jahr, dem ich entgegen sang, nicht mehr sehen. Seine Gattin belehrte ihn, es seye nicht so ferne, und er würde es morgen sehen. Ich hoffe doch, erwiederte er, man soll es wohl an dem Liede nicht merken, daß ich so alt bin. Das neue Jahr erlebte er noch, und zwey Tage dazu, während denen er, kämpfend gegen Schwäche und Schwindel, sich noch liebreich mit seinen Freunden unterhielt. Am 4. Jenner, gegen die Morgenröthe, erholte er sich abwechselnd, dann sank er in den Zustand der Unbewußtheit; seine Lebenskraft schwand, er näherte sich der Grenze des Landes, aus dem noch kein Sterblicher Kundschaft zurückgebracht hat.

Er starb, drey und siebenzig Jahre alt, am

4. Jenner 1814. Sein Ende war ruhig und sanft, wie sein Leben. Noch einige Minuten vor seinem Abscheiden bemühte sich ein Freund, ihm das Hauptküssen höher zu legen. Da belebten sich noch einmal seine Blicke, er warf sie auf seine Gattin, die ihren Schmerz und ihre Thränen aus Schonung für ihn vergeblich zu verbergen suchte — dann wieder auf seine umstehenden Freunde mit jenem Ausdrucke von Dank, Liebe und Freundlichkeit, der ihm so eigen war, und mit welchem er die letzten Dienstleistungen zu vergelten sich bemühte. Dann schloß er beym völligen Bewußtseyn die Augen zum ewigen Schlafe; sein unsterblicher Geist entfloh, ohne äußere Zeichen von Angst und Bangigkeit. So ist der Tod des Gerechten!

Alles, was in der Menschenwelt einmal da war, erscheint nie wieder in vollkommener Gleichheit. Wiederholen in Zügen der Aehnlichkeit kann es sich wohl, aber nicht nach der Gleichheit; so will es das Gesetz der Mannigfaltigkeit in der Natur. Auch der Mann von der größten Aehnlichkeit des Geistes bleibt immer der Sohn seiner Zeit, vielfach von ihr gebildet durch den Einfluß und die Macht eigener Zufälle, und auf diese Weise zu seinem Denken und

Händeln bestimmt. Wenn daher der Geistesverwandte eines Dichters aus der Vorwelt viele Menschenalter später nach ihm bey einem andern Volke geboren wird, so wird er doch wieder ganz anders erscheinen, als jener war. Der philosophische Beobachter sieht in beyden das, was gemeinschaftlich, und auch was verschieden ist. Dieses treue Auffassen und Vergleichen der Eigenthümlichkeiten ganzer Zeitalter und auch einzelner Menschen gehört zu den schönsten Bemühungen und Genüssen des menschlichen Geistes, nicht nur bey Betrachtung jener gewaltthätigen Heroen, welche die Welt aus den Angeln reißen, sondern auch jener milden Gestalten, die zuweilen erscheinen, um das Menschengeschlecht mitten unter Unfällen zu trösten, zu belehren, und zum bescheidenen, dankbaren Genusse des Guten und Schönen aufzumuntern, das ihm die Vorsicht sogar auf den Trümmern eines, wo nicht ganz verschwundenen, doch traurig gestörten Glückes noch in der Welt übrig ließ.

Eine solche milde Erscheinung am Himmel der deutschen Literatur war der Dichter Jacobi. Viele haben ihn oft mit dem griechischen Dichter Anakreon von Tejos in Jonien verglichen, der 557 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung

beyläufig unter dem persischen König Cyrus lebte. Aehnlichkeit haben allerdings diese beyden Geistesverwandten, aber bey weitem keine Gleichheit. Beyde waren lyrische Seelen. Allein Anakreon, auch in seinem hohen Alter, über das er oft in seinen Liedern scherzte, hatte nur sinnlichen Genuß, Wein und Liebe und solche Zeitvertreibe im Auge, welche die Sittlichkeit verwirft, und die, gelinde gesagt, auf Rechnung seines in Wollüste versunkenen Jahrhunderts gesetzt werden müssen.

Auf der andern Seite war Jacobi der reinste Geist, an dem nie ein Fleck haftete; der seine Sittlichkeit bis in das späteste Alter im Handeln und Denken behielt, ja immer veredelte, wie wir es aus seinem noch spät gesungenen Liede, über das Alter *) erkennen müssen. Beyde Dichter waren also in nichts, als in der fein gebildeten und harmonischen Sprache, in dem heitern, sanften Erguße der Gefühle ähnlich, in welchen ihre Muse sang. Allein jeder von ihnen stimmte seine holde Lyra mit eigenthümlicher Kraft, nach verschiedenen Ansichten. Jacobi's Geist war umfassender, und bemächtigte sich,

*) Jacobis Werke IV. Bd. 2. Abth.

schwebend in der Höhe ächter Menschenveredelung, eines größern Umfangs der mannigfaltigsten Ideen.

Entsprossen in einem durch Moral und Religion gebildeten Volke hatte er das Eigenthümliche, daß er von seiner schönen Jugend an bis zu seinem ehrwürdigen Greisenalter die Poesie nicht wie eine profane Kunst, sondern wie einen heiligen Beruf, wie ein aufgetragenes Werk betrieb, und seine edle Sprache nur zur Beförderung des Schön-Guten, das die Griechen mit Kalokagathie bezeichneten, verwendete. In seinem Innern hatte sich eine eigene Welt gebildet, und er führte in dieselbe gute Menschen, die ihn verstanden, zum Mitgenusse ein. Er war Dichter und belehrender Nationalsänger, wollte auch nichts anders seyn. Selbst das bürgerliche Amt, welches er in der zweyten Hälfte seines Lebens noch übernahm, würde er nie angenommen haben, hätte es ihm andere Pflichten aufgelegt, als die er selbst so gern als edler Menschenfreund und Verkündiger schöner Lebensweisheit ausübte.

Wir haben Jacobi's eigenes Geständniß dieser Gesinnungen: „Mit Hülfe der Musen", sagte er einmal, „schuf ich mir eine Welt, so „reich an Genuß, daß ich dasjenige, was sonst

„am ängstlichsten gesucht, am schwersten gefun-
„den wird, nicht bedarf, es nicht einmal zu ge-
„brauchen weiß. In dieser meiner Welt kann
„es mir nicht einfallen, nach sogenannten großen
„Dingen zu streben, weil sie mir klein erschei-
„nen; da hingegen mancher kleine Gegenstand,
„den die Mehrsten kaum eines flüchtigen Blickes
„würdigen, sich in meinen Augen veredelt und
„mich fest hält. Und wie oft haben Dichter
„Phantasien und die zu ihnen sich gesellende,
„sorgenfreye Laune mir die neuesten Wege ge-
„ebnet *)?"

Jacobi beging nie eine Verrätherey an sei-
nem Zeitalter; man hätte mit Recht ihm dieses
vorwerfen können, wenn er um des schnöden
Beyfalls willen sich nach dem so oft in schlimmern
wechselnden Geschmack desselben bequemt hätte.
Diesem Fehler, oder vielmehr dieser epidemischen
Sucht, mit der so viele neuere Dichter befallen
worden, wich er sorgfältig aus; denn er meinte,
das Zeitalter sollte nicht dem Dichter, sondern

*) Ueber das Glück einer reichen Phantasie, die er, in seinem Gesang: „An Heinse", eine Gottes-kraft nennt. S. Jacobi's Werke II. Bd. 2. Abth.

dieser vielmehr seinem Zeitalter die Stimmung geben. Also blieb er sich immer treu, von seinen frühesten Werken bis zu den spätesten; sie haben immer eine gleiche Richtung zum Schönen, zum Edeln, zum Sittlichen und zum Natürlichen.

Ein Mann, begabt mit einem solchen Gemüthe, gehört zu dem Adel der Menschheit. Ihm ist das ehrgeizige Jagen nach Würden und Reichthum fremd; er hat nur Ein Streben, nämlich als Sänger von seinem Volke gehört, gekannt und geliebt zu seyn.

In allen Sprachen der Völker hat man den sittlich guten Sängern das Beywort fromm zugelegt. Und diese Auszeichnung ist es, die unserm Jacobi vorzugsweise gebührt; denn er wollte nur veredelte Gefühle, heitere Liebe und mit Sittlichkeit gepaartes Wohlwollen unter den Menschenkindern verbreiten. Alles übrige, was außer diesem Kreise ihn umgab, blieb ihm fremd. Er ging durch das Leben ohne Sorge, ohne Streit, ohne Hader, und aus dem Leben mit Ruhe, mit jenen guten Hoffnungen, die die Weisen und die Frommen aller Nationen nie verlassen, hinüber in das Elysium, in dessen Gefilden sein Geist, während er noch unter uns

wandelte, oft so gerne träumend verweilte. In diesen wenigen Zügen läßt sich, wie ich glaube, das Bild des edeln Mannes im Kleinen zusammenfassen. Ihn ganz und nach Würde zu schildern, forderte den Pinsel eines Tacitus oder Plutarchs.

Nachdem Jacobi abgeschieden war, besorgte man die Anstalten für sein Leichenbegängniß, das nach der Sitte des Landes erst am dritten Tage statt haben durfte. Seine sterbliche Hülle blieb indessen ausgesetzt, und ward noch von vielen, denen er so theuer war, zum letztenmal besucht. Ein Ausdruck von Freundlichkeit erhielt sich in seinem erblaßten Angesichte; die Züge glichen denen eines ruhig Schlummernden; es war die Schönheit des Todes. Die trostlose Gattin erwies ihm den letzten Liebesdienst, legte zu seiner Rechten eine Rose, zur Linken einen Myrthenzweig, seine Schläfe wurden mit einem Lorberkranze umwunden. Bey allen Mitbürgern sprach sich allgemeines Bedauern aus; denn ungetheilt war das Wohlwollen gegen den Mann, der mit so viel Würde, mit so viel sittlichen und bürgerlichen Tugenden lange unter ihnen gelebt, und so große Verdienste um die Bildung der Jünglinge sich erworben hatte.

Höchst feyerlich war der Leichenzug; eine Gesellschaft angesehener junger Akademiker ließen sich die letzte menschenfreundliche Dienstleistung nicht abstreiten, den Sarg ihres geliebten Lehrers wechselweis selbst auf den Schultern zu tragen. Auf dem schwarzen Grabtuche lag ein weißes Polster, auf diesem sein berühmtes Aschermittwochslied mit dem wohlverdienten Lorbeerkranz. Dieses Lied, von dem ich schon oben sprach, in welchem er die Hoffnung zur Ruhe in einem bessern Leben jenseits des Grabes vorgetragen hatte, ward von Chören vortretender junger Mädchen unter Begleitung blasender Instrumente abgesungen. Gewiß hätte Jacobi nie vermuthet, daß dieses schöne Lied einst sein Todtengesang seyn, und ihm die nämliche letzte Ehre widerfahren würde, wie dem alten Sänger Frauenlob *) vor 500 Jahren in Mainz geschah, der von edeln Frauen und Töchtern un-

*) Frauenlob starb im Jahre 1318. Er war Doktor der Theologie und hieß eigentlich Heinrich von Meißen. Seine Dichtungen feyern die Liebe Gottes, die Frauenliebe und die Tugenden der heil. Jungfrau; viele sind im Lehrton, andere in allegorischer Mystik geschrieben. Auch hat

ter seinen eigenen Gesängen zu Grabe begleitet wurde. An der Spitze des Trauergeleits waren sämmtliche Lehrer der hohen Schule, dann folgten mehrere Herren von den Landesstellen und von dem Adel, unter Vortretung des in Freyburg studirenden jungen Fürsten von Fürstenberg, hierauf die Mitglieder des städtischen Magistrates, endlich die gesammten Akademiker und die Schüler des Gymnasiums mit einer unzählbaren Menge von Bürgern.

Der Zufall wollte es, daß der Zug vor dem Hause, in welchem Se. Majestät der König von Preußen, damals in Freyburg anwesend, wohnte, vorbeygeführt wurde; der erhabene Monarch trat an das Fenster, und war Zeuge der einem Dichter erwiesenen letzten Ehre, welcher ehedem lange Jahre in seinen Staaten gelebt hatte, und, als eifriger Bewunderer Friedrichs des Großen, dessen Heldentugenden

---

man noch von ihm eine Umschreibung des Salomonischen hohen Liedes. Siehe die Manessische Sammlung Thl. II. S. 213; auch Docens Miszellen der deutschen Literatur (8. München 1809) Thl. II. S. 278.

er so oft besungen hatte *). Nicht ohne Theilnahme sah der König jener Feyerlichkeit zu, mit der Freyburgs Bürger Tugend und Verdienst, in welchen Formen des Kirchenglaubens dieselben unter ihnen erscheinen mögen, auszuzeichnen gewohnt sind.

Eine schöne Standrede hielt der evangelische Stadtpfarrer und Professor Wucherer bey dem Grabe seines verblichenen akademischen Amtsgenossen. Mit rührender Beredsamkeit schilderte er die Empfindungen so vieler um die Größe des erlittenen Verlustes trauernden Freunde, und bemühte sich, ihnen Trost einzuflößen. Nicht minder schön und rührend war die Rede, welche Professor von Rotteck dem Gedächtniß des edeln Dichters im Gebäude der hohen Schule hielt.

Jacobi's Leiche ward auf dem Begräbnißplatze der Universität in einem ausgemauerten Raume eingesenkt; zu seinen Füßen liegt der zwey Jahre früher ihm vorangegangene Sohn.

---

*) S. dessen Cantate auf den Geburtstag Friedrich des Großen, aufgeführt zu Halberstadt im Jahre 1772. Jacobi's Werke II. Band. 2. Abth.

Ausdrücklich war der Wunsch des Dichters, daß man den Ort, wo sein Leib niedergelegt würde, mit einem einfachen schwarzen Kreuze bezeichnen solle. Es ward vollzogen; und so ragt denn aus dem Grabhügel des in die Ewigkeit Geschiedenen das Kreuz hervor, ein Symbol der christlichen Erlösung für Millionen Sterbliche, so wie aus den Tiefen des Oceans die Wimpel eines mit reicher Ladung versunkenen Schiffes noch empor ragen, eins, wie das andere, dem ernsten Beschauer ein Erinnerungsmal an den Untergang so mancher irdischen Herrlichkeiten.

Hoffentlich werden die Herren der strengern Observanz, die einst an der Orthodoxie seines Aschermittwochsliedes zweifeln wollten, kein Aergerniß an diesem hölzernen Kreuze nehmen, seitdem wir erlebten, daß nach dem rühmlich ausgefochtenen Freyheitskriege das eben so einfache als schmucklose eiserne Kreuz zum Zeichen christlicher Einigkeit auf die Brust der tapfern Streitgenossen gerade an dem Fleck als Siegeszeichen geheftet ward, unter welchem das Herz für Fürst und Vaterland so stolz empor schlug.

Sang doch Jacobi selbst vom Kreuz in seinem Liede: „An die Linde auf dem Kirchhofe:"

„Wohl uns! der große Lebensquell
„Versiegt dem Geiste nimmer;
„Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
„In dieser Hoffnung Schimmer *).

Wir glauben, daß das von den Chören junger Mädchen abgesungene Lied den Verehrern des Dichters nicht unangenehm seyn werde, so wie sein letztes Gedicht zur Begrüßung seiner Mitbürger bey dem neuen Jahr 1814 und der drey Monarchen in Freyburg, die sich von da aus zum Uebergange auf das feindliche Gebiet mit ihren Heeren rüsteten. Beyde mögen daher diese Biographie, wie ein Blumengewinde, beschließen.

---

*) S. Jacobi's Werke II. Bd. 2. Abth.

Jacobi's Lied über den Aschermittwoch.

Abgesungen von Mädchenchören bey seinem Leichenbegängnisse.

Weg von Lustgesang und Reigen!
Bey der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todtenkränze hier,
Sagt ein Kreuz von Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Vom Altar in die Paläste
Drang' es sich zum Jubelfeste;
Mitten unterm Göttermahl
Ruf' es in den Königssaal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben,
Tön' es aus der Fekne dumpf
In den schallenden Triumph:
Was den Lorber trägt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gefundne dann verfluchen,
Der umhergetriebne Geist
Felsen thürmt und niederreißt!
Was so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Siehe durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jüngling wallen,
Und die Mutter, die entzückt
Ihren Säugling an sich drückt.
Was da blüht und reift auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie kommen, ach! so kamen
Viele Tausend; ihre Namen
Sind erloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalmter Stein.
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Aber, von der Welt geſchieden,
Ohne Freud' und ohne Frieden,
Blickt die Treue ſtarr hinab
In ein modervolles Grab.
Was ſo mächtig liebt auf Erden,
Soll es Erd' und Aſche werden?

In den ſchönſten Roſentagen
Füllt die Lüfte banges Klagen,
Jammert die verwaiſ'te Braut,
Einem Schatten angetraut.
Liebe kann nicht untergehen;
Was verweſ't, muß auferſtehen.

Und das brüderliche Sehnen,
Abzuwiſchen alle Thränen;
Was die Hand der Armuth füllt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt:
Ewig kann's nicht untergehen,
Was verweſ't, muß auferſtehen.

Jene, die gen Himmel ſchauen,
Ihrer höhern Ahnung trauen,
Dieſem Schattenland entfliehn,
Vor dem Unſichtbaren knien,
O die werden auferſtehen!
Glaube kann nicht untergehen.

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist befehlen,
Und, vom Erdenstaube rein,
Der Vollendung schon sich freun,
Sollten sie, wie Staub, verwehen?
Hoffnung muß dem Grab entgehen.

Sieh an schweigenden Altären
Todtenkränze sich verklären;
Menschen-Hoheit, Erdenreiz,
Zeichnet dieses Aschenkreuz;
Aber Erde wird zu Erde,
Daß der Geist verherrlicht werde.

Jacobi's letztes Gedicht,

vier Tage vor seinem Absterben.

Der Abendsonne gleich, wenn sie die Wetterwolke
Zerstreut, und dann voll Majestät
Dem furchtbefreyten Schnitter untergeht,
Ihr gleich, entwich dem biedern deutschen Volke
Das alte lorberwerthe Jahr.
Noch scheidend hob's im Siegestanze,
Zur Tilgung unsrer langen Schmach,
Empor die Ketten, die es brach,
Empor, mit Feindesschwert und Lanze,
Den kühn errungnen Adler, der, zerstückt,
Nicht drohend mehr auf unsre Heere blickt.

So schwand das alte Jahr, begleitet
Von Jubelschall, und sieh! ein neues schreitet
Daher im jungen Morgenglanz.
Wie grünt der frisch gepflückte Kranz,
Den mit dem Palmzweig seine Rechte hält,

Weiſſagend künft'ge Siegesfeyer!
Zu neuen Kämpfen ruft es die Befreyer
Der unter hartes Joch gebeugten Welt.
Heil uns! Durch Freyburgs Thore zogen
Die Cäſarn, brüderlich verbündet, ein;
Denn ihnen ſoll der bald erfochtne Rhein
Trophäen, Säulen, Ehrenbogen,
An ſeinen beyden Ufern weih'n.
Heil uns! Die Helden raſten nicht,
Bis vor der Völker Angeſicht
Ihr Muth, was er begann, vollendet und gekrönt,
Bis jeder die erhabnen Manen
Erzürnter, weggewandter Ahnen
Den ſpäten Enkeln ausgeſöhnt.
Dann wird auf ſein Geſchlecht herab,
Wie einſt, mit ſeligem Vertrauen,
Der Schatten Hermanns wieder ſchauen,
Der nicht das Blut der treuen Krieger gab,
Um ſich den höchſten Thron zu bauen, um allein
Beherrſcher einer Welt zu ſeyn.
Auf Leichen ließ er nur ſich Leichen thürmen,
Den nie verletzten Opferhain
Und ſeinen rauhen Wald vor Knechtſchaft zu
beſchirmen.
Ihr Deutſchen, auf! Der Deutſche darf,
Wenn er die letzten Legionen niederwarf,

Laut seines Hermanns Ruhm verkünden,
Und heil'ges Eichenlaub um seine Schläfe winden.
Auch seh' ich schon die unbezwungne Schar
Der Reussen ihren Blick mit Zuversicht erheben
Zu jenem thatenreichen Czar *),
Dem mehr, als Kaiserkron und Leben,
Der Länder neue Schöpfung war.
Und o! Das Volk der muth'gen Brennen **),
Mit altem Stolze wird's den großen Friedrich nennen.
Bey Habsburgs ***) Namen — doch was wagt ein Saitenspiel,
Das oft schon meiner Hand entfiel,
Wenn zitternd sie zu Liedern es bespannte,
Weil sich im Greise noch der Patriot ermannte?
Wer diesen Tag begrüßet mit Gesang,
Der muß zum Feldgeschrey, zum Waffenklang
Voll Jugendkraft die Leyer schlagen,
Wie der Cherusker Barden-Chor sie schlug,
Und Todesfurcht mit ihr dem Feind entgegen trug!
Dem alten Sänger sey's genug,

---

*) Peter der Große.

**) Preußen.

***) Der edle Rudolph von Habsburg, Stifter des österreichischen Kaiserhauses.

Wollt, unter Euern Sieges-Chören,
Ihr, die ein zweytes Vaterland,
Durch manches süße, festgeknüpfte Band
Mit mir vereinte, noch die leis're Stimme hören,
Die Euch zur schüchternen, gedämpften Harfe singt,
Und meinen letzten Segen bringt.

Jacobi's Werke.

Zweyte Abtheilung.

Vorrede
des
ersten Bandes zweyter Abtheilung.

Der Wunsch des Horaz: Ein Alter, nicht ohne Saitenspiel, war jederzeit der meinige; und er ist, Dank sey es den Musen, erfüllt. Nicht allein hat die Liebe, mit welcher die einsichtsvolleren Kunstrichter und der achtungswerthere Theil der Nation meine letzten Gesänge ankündigten und aufnahmen, mich zu neuen ermuntert; sondern man fordert auch, mit eben der Liebe, von mir eine Sammlung der ältern Werke. Seit mehreren Jahren schon fordert man diese; aber je mehr ich durch ein solches Verlangen mich geehrt fühlte, desto mehr sah ich die Schwierigkeit ein, es auf eine würdige Art zu befriedigen. Theils fürchtete ich mich vor der

Auswahl, theils vor der Verbeſſerung der zu ſammelnden Stücke. Gar zu oft wurde ich, in Abſicht der Wirkung, die ich von einem Gedicht oder einem Aufſatz erwartete, getäuſcht, und ſo entſtand nach und nach ein gewiſſes Mißtrauen in mich ſelbſt, worin mich die Erfahrung beſtärkte, daß es vielen Schriftſtellern, mit denen ich mich nicht vergleichen darf, eben ſo ergangen war. Zuweilen kann die größere oder geringere Mühe, die der Verfaſſer auf etwas gewendet hat, die mehr oder minder wohlthätige Begeiſterung, worin er ſchrieb, zuweilen eine Nebenidee, eine vergnügte oder traurige Rückerinnerung, ihn für oder wider ſeine neueren oder älteren Arbeiten einnehmen. Hierzu kamen bey mir noch die oft von einander abweichenden Urtheile geſchmackvoller Freunde, wenn ſie den Werth eines Gedichts beſtimmten, ſogar ſolcher Freunde, welche die Welt als gültige Richter des Schönen anerkennt. Was die Verbeſſerungen betrifft, ſo war ich von der Nothwendigkeit derſelben, zumal in meinen früheren Werken, überzeugt; aber wo blieb die Phantaſie der Jugend, die ſie hervorbrachte? wo das Roſenlicht, worin ſich alles verklärte? und der unbefangene, ſorgenloſe Sinn, der mit Leichtigkeit jeden Zug hinwarf, nebſt dem

Gefallen an kleinen Bildern, deren Farben ſanft aufliegen, wie der Staub auf einem Schmetterlingsflügel, den die ſachteſte Berührung hinwegnimmt? Wie ſchwer iſt es im Alter, die Empfindungen der blühenden Jahre wieder zu wecken, ſich in die Lage zurückſetzen, in welcher man dichtete! Manches erzeugte der bloße Zufall, manches eine augenblickliche Begeiſterung, die mit dem Augenblick auf immer verſchwand.

Unter dieſen Bedenklichkeiten entſchloß ich mich, alle meine jugendlichen Arbeiten zu verwerfen; aber meine Freunde ließen es nicht zu. Sie meinten, daß die damaligen Spiele meiner Muſe, wenn auch ich keinen Sinn mehr dafür hätte, dem frohen Jüngling und dem lachenden Mädchen willkommen ſeyn, ihrem Muthwillen vielleicht eine beſſere Richtung geben, und ſie an feineren Scherz gewöhnen würden. Auch meinten jene, daß es denen, die meine jetzige Muſe lieben, angenehm ſeyn müßte, mich auf meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn, von der erſten Periode bis zur letzten, zu begleiten.

Ich gab ihrem Rathe Gehör, wählte mit ihnen unter den bereits verurtheilten Stücken diejenigen, die uns am wenigſtens unvollkommen ſchienen, und werde die folgenden nach den

verschiedenen Zeiten ordnen, in welchen ich sie verfaßte.

Gewiß erhält meine Sammlung dadurch einiges Interesse mehr; denn weil ich von jeher an allem, was ich schrieb, mit Liebe arbeitete, in alles meine eigne Weise zu sehen und zu empfinden übertrug, und auch in meinen Dichtungen nicht sowohl darauf bedacht war, etwas für andre zu verschönern, als vielmehr es so darzustellen, wie es mir selbst in der wirklichen Welt, durch meine Phantasie verschönert sich zeigte, so muß nothwendig jede frühere Periode meines Dichterlebens von der späteren sich merklich unterscheiden. Außer dem, was die Einbildungskraft, die Laune, die mannigfaltigen Ansichten jedes Alters, nebst den nach und nach gemachten Erfahrungen, erworbenen Kenntnissen, und dem mehr ausgebildeten Kunst-Talente, zu solcher Verschiedenheit beytragen, muß auch die Abänderung von Umgang, Verhältnissen und Geschäften, den Charakter der auf einander folgenden Werke gewissermaßen verändern. Jeder Periode werde ich sorgfältig dasjenige lassen, wodurch sie vor einer andern sich auszeichnet, ihren Ton, ihre Manier, selbst meine jedesmaligen Urtheile und Gefühle, wenn sie gleich mit den

jetzigen nicht völlig übereinstimmen, kleine Schwärmereyen nicht ausgenommen. Ungeachtet deſſen wird der Leſer durch keine Widerſprüche, die ihm wehe thun, geſtört werden; ſondern, bey der Verſchiedenheit der einzelnen Theile, im Ganzen, was das Weſentliche angeht, von meinen früheſten Werken bis zu den ſpäteſten, überall eben dieſelbe Tendenz finden.

Ich begehre von dem Dichter, wie von dem Proſaiſten, daß man wiſſe, wer er iſt, was er will. Er ſoll heute ſeyn, was er geſtern war; nicht an einem Orte ſcherzen über das, was er an einem andern als ehrwürdig angab. Was ihm heilig iſt, ſoll ihm heilig bleiben, immer und überall. Ich darf laut fragen: Ob ich irgendwo in meinen Schriften meinem Herzen untreu geworden bin? Ich weiß, daß ich nie meinen Glauben verläugnete; nicht einmal meinen Geſchmack. Ein Schriftſteller begeht meines Erachtens eine Verrätherey an ſeinem Zeitalter, wenn er, um des Beyfalls willen, nach dem Geſchmacke deſſelben ſich bequemt. Das Zeitalter ſoll nicht ihm, ſondern er dieſem, ſo viel er es vermag, die Stimmung geben.

Nachdem ich die Leſer mit dem Plane meiner ganzen Sammlung bekannt gemacht habe, muß

ich noch bey dem jetzt erscheinenden ersten Bande derselben verweilen, welcher die Versuche meiner frühern Jugend enthält. Viele sind unterdrückt, in den gebliebenen ist vieles verbessert worden; jedoch können und sollen sie nichts weiter seyn, als jugendliche Arbeiten.

Eine zu große Strenge hätte ihnen mehrere Fehler, aber zugleich die Ungezwungenheit, die kein anderes Verdienst ersetzen kann, das frischere Colorit aus dem Lenze des Lebens, und mit ihm alles genommen. Darum hielt ich es für rathsamer, hier und dort etwas Unregelmäßiges, einen matteren Vers, oder wohl gar einen falschen Reim zu übersehen, als durch ungefällige Correctheit das Ganze zu verderben.

Die Stücke, welche ich jetzt liefere, wurden bey ihrer Erscheinung, von der einen auf dem Parnasse herrschenden Partey nur enthusiastisch gelobt, von der andern nur bitter getadelt, wenigstens so beurtheilt, daß der zuweilen eingestreute kalte Beyfall, indem er dem Verfasser eine sehr niedrige Stelle anwies, dem Kritiker das Ansehen der strengsten Gerechtigkeit gab. Es war nämlich die Zeit, da Klotz, im vollen Genusse seines Ruhms, als gefürchteter Aristarch auftrat, und mit beißendem Witze, den er frey-

lich oft mißbrauchte, die gefeyertesten Namen angriff. Einige junge Autoren begaben sich in seinen Schutz, übten frechen Muthwillen aus, wagten, unter seiner Flagge, wirkliche Corsaren-Ausfälle, und machten seine Partey verhaßt. Meine vieljährige Verbindung mit Klotz, dessen Hausgenoß ich in Halle war, und unser Beyder Zusammenkunft mit Gleim, der sich im Bade zu Lauchstedt aufhielt, erregten den Argwohn, als wollten wir gemeinschaftlich eine eigene Schule stiften, zum Nachtheil einer andern, deren Kunstrichter-Ausspruch bisdahin fast allein gegolten hatte. Bald darauf gesellte man auch Wieland unsrer Cabale zu, obwohl er, eben so parteylos als wir, mit uns über jedes schöne Kunstwerk sich freute, ohne irgend eine Rücksicht auf die Werkstatt zu nehmen, aus welcher es hervorging. Indessen meinten die Häupter jener Schule, sie müßten, um sich vor unsrer heimlichen Cabale zu sichern, uns unschädlich machen, d. h. in der öffentlichen Meinung herabsetzen. Mehrere Jahre hindurch war der Namen eines von uns dreyen genug, um die Schrift, auf welcher er stand, dem Verdammungsurtheil preis zu geben, ehe sie noch gelesen war.

Ich erzähle dieses, weil es zum Verständnisse

verschiedener Stellen in meinen Schriften nöthig ist, und weil ich es ohne den mindesten nachgebliebenen Groll erzählen kann. Vielmehr danke ich dem Schicksal, daß es gleich bey meinen ersten Dichter-Versuchen mir nicht bloß vergönnte, unter den Augen zweyer kritischen Freunde, wie Gleim und Wieland, zu arbeiten, sondern auch Gegner aufstehen ließ, die mit der Begierde, Fehler darin aufzuspüren, jene Versuche lasen, und deren Tadel, so feindselig und ungerecht er mehrentheils war, dennoch manche Wahrheit enthielt, die mich vor Abwegen warnte.

Die beyden Hauptvorwürfe, die sie meiner Poesie und meiner Prose machten, waren: Nachahmung der Franzosen, und — wie Bodmer es nachher nannte — die Grazie des Kleinen.

Was den ersten Vorwurf betrifft, so hatte Gleim, durch sein wohlgemeintes Lob, denselben veranlaßt, weil er mich bey jeder Gelegenheit, bald mit diesem, bald mit jenem französischen Dichter verglich. Chaulieu, Gresset und andre gehörten unter seine Lieblinge; darum nannt' er mich nach ihnen; und dann war seine Meinung, daß wir bisher gewisse Gattungen von Gedichten, in denen die Franzosen sich ausgezeichnet, vernachläßiget hätten. Und wär' es

denn einem deutſchen Schriftſteller mehr zu verargen, wenn er etwas von dem geſellſchaftlichen Ton, von dem feinen Scherze der Nachbarn ſich eigen machte, als man es den Römern verdenkt, daß ſie das attiſche Salz in ihre Schriften übertrugen, und einen Xenophon, einen Menander nachahmten? Läßt ſich dieſes nicht mit unſerm Geiſte, mit unſrer Sprache vereinigen? Hört man deßwegen auf, ein Deutſcher zu ſeyn? Der ächtdeutſche Hagedorn, wie vieles verdankt er den Franzoſen! Ich habe ſie weniger nachgeahmt, als er; habe, wie es jeder Deutſche ſoll, von Kind auf die Dichter meiner Nation geleſen, als Jüngling ſie ſtudirt, und nach ihnen mich gebildet. Wie ſehr ſich in meinen Gedichten der vaterländiſche Genius verräth, dieſes kann wohl niemand glaubhafter bezeugen, als der franzöſiſche Ueberſetzer einiger wenigen Stücke von mir, der eben wegen der Schwierigkeit, mehreren — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — ihre Deutſchheit zu benehmen, ſich auf dieſe wenigen einſchränken mußte *).

*) Traductions de diverses oeuvres composées en allemand en vers et en prose, par Mr. Iacobi, Chanoine d'Halberstadt. Paris MDCCLXXI.

Gegründeter war das, was man mir wegen der Spiele mit Liebesgöttern und Grazien, wegen der kleinen Manier in der Behandlung gewisser Gegenstände, wegen einer gesuchten Zierlichkeit im Ausdruck u. s. w. vorwarf; obwohl man auch hierin zu weit ging. Man vergaß die unzählige Menge von Liebesgöttern auf den Gefäßen, geschnittenen Steinen und andern Kunstwerken der Griechen; die mancherley Spiele dieser Amoretten; die kleinen Bachanale und mehrere Vorstellungen dieser Art, im Zeitalter des Sokrates geliebt und bewundert. Man vergaß die Lieder Anakreons, welcher in Athen der Weise hieß; den Sperling Katulls, und ähnliche Tändeleyen. — Doch man hatte Recht. Zu lange fuhr ich in diesem Tone fort; es war Zeit abzubrechen. Die wenigsten Gedichte von dieser Gattung habe ich beybehalten; nur diejenigen, denen meine Freunde vorzüglich das Wort redeten. Auch unter den erhaltenen sind viele abgekürzt worden.

Wie Vieles ich unterdrückte, läßt sich daraus abnehmen, daß ich zwey Bände der ersten Ausgabe jetzt in Einen mäßigen Band zusammenbrachte; und ob ich die Feile ruhen ließ, hierüber mögen, wenn sie es der Mühe werth ach-

ten das Neue mit dem Alten zu vergleichen, die Kunstrichter urtheilen.

Da seit meiner ersten poetischen Epistel an Gleim volle vierzig Jahre verflossen sind, so bedarf es mancher Einleitung und Anmerkung, damit ich die jetzigen Leser in das Vergangene zurückführe.

Uebrigens werde ich mit der Gewissenhaftigkeit, womit ich diesen ersten Band herausgebe, fortfahren; werde prüfen, ausmerzen, ändern, und nie dabey vergessen, daß es nur Einen guten Geist für alle Zeiten giebt, und daß der Schriftsteller, der einen höhern Beruf fühlt, lieber seiner eignen Zeit, als jenem guten Geiste mißfallen will.

Freyburg im Breisgau, im Februar 1807.

Der Verfasser.

An Gleim.

Du winkest mir vom Helikon,
Von jenen schattenreichen Höhen,
Die deinen Freund Anakreon,
Und dich im ew'gen Lorber sehn?
Du willst, ich soll auf Wegen gehen,
Noch deutschen Sängern nicht bekannt,
Die ungesucht Chapelle fand?
In seinen Hain soll ich mich wagen?
Wo Liebesgötter schalkhaft ihn
Umhüpfen, sich einander jagen,
Ihm mit possierlichem Bemühn
Erfrischend Eis zum Weine tragen,
Und selbst von seinem Weine glühn;
Wo Lauben, welche nie verblühn,
Ein ihm getreues Chor empfingen;
Wo den vertrauten Bachaumont,
Wo ihren Liebling Pavillon,

Die Scherze Hand in Hand umringen,
Und bey der Huldgöttin Bouillon
La Fare noch und Chaulieu ſingen?
O heil'ger, ſchauervoller Hain,
Verehrungswerthe, große Namen!
Ich, Freund, ich ſoll ihr Schüler ſeyn?
Umſonſt wünſch' ich, ſie nachzuahmen,
Sie, die von Vorurtheilen frey,
Der einzigen Natur getreu,
Zu Luſt und Liedern ſich verbanden,
Im Epikur den Weiſen fanden,
Und, geitzig auf die ſchnelle Zeit,
Im Tempel halbe Tage zechten,
Und lachend, ohne Bitterkeit,
Sich an dem Schwarm der Thoren rächten;
Die, durch Geſchäfte nie geſtört,
In ihrer frohen Muße blieben,
Mehr liebenswürdig, als gelehrt,
Für Mädchen nur und Freunde ſchrieben;
Und, wenn ſie gleich nicht Wochen lang
Bey dem, was ihre Muſe ſang,
Von künft'gem Ruhme voll, verweilten,
Und jedes Liedchen mühſam feilten,
Doch in der Dichter erſtem Rang,
Bey ſchimmernder Pokale-Klang,
Der Ewigkeit entgegen eilten.

Freund, ihrer Lieder Harmonie
Soll immer meinen Geist entzücken,
In trüben Tagen mich beglücken,
Mich Weisheit lehren sollen sie.
Wenn Gresset, statt der Lorberblätter,
Mit Rosen seine Schläfe ziert *),
Im Wagen kleiner Liebesgötter
Die Tugend uns entgegen führt **),
Und fern von weiten Marmorgängen,
Wo Schmeichler sich mit Thoren drängen,
Den Ton der Hoheit ***), den Pallast,
Und schwere goldne Ketten haßt:
Dann folg' ich unter seine Linden
Dem Sänger, dort das Glück zu finden,
Das auf dem sichern Rasen thront;
Selbst herrscht, und keinem Fürsten frohnt.

Allein, o Freund! ihm nachzusingen,
Tief in das Heiligthum zu dringen,
Wo Priester mit geweihter Hand
Den Grazien ihr Opfer bringen,

---

*) — les roses sont ses lauriers.

**) — la vertu dans le char des amours.

***) Loin — — des hauts tons de la grandeur.

Garssen.

Dieß hat kein Gott mir zuerkannt!
Ich will, von dir allein genannt,
Im Thal des Helikons mich freuen,
Und da geheimen Weihrauch ſtreuen,
Und da der Freundſchaft Glück erhöhn.
O! ſchöner iſt kein Glück auf Erden,
Als das, von Gleim geliebt zu werden:
Der Nachruhm ſelbſt iſt nicht ſo ſchön!

Gleim an Jacobi.

In meinem kleinen Sans Souci,
O liebster Freund, besuche mich!
In seinem großen Sans Souci
Ist unser Cäsar Friederich,
Mit seiner reichen Politik,
Mit seiner lieblichen Musik,
Mit seiner gründlichen Kritik
Und Taktik und Metaphysik,
So glücklich lange nicht, als ich
Mit meiner armen Poesie
In meinem kleinen Sans Souci.

Klein ist es, größer könnt' es seyn.
Auch meine Kämmerchen sind klein;
Zwey Musen, Amor, ich und Du,
Mehr, wahrlich! gehen nicht hinein;
Doch, sehn wir uns darin allein,
So schließen wir die Thüren zu,
Und lassen keinen mehr hinein!

Wozu ſollt' es denn größer ſeyn?
Das große Sans Souci gönn' ich
Von Herzen meinem Friederich.
Ihm folgen allenthalben Haufen
Von königlichen Sorgen nach;
Ins Kabinet, ins Schlafgemach
Wird nachgeritten, nachgelaufen;
Geruhig unter ſeinem Dach
Läßt Eichel *) ihn nicht Einen Tag;
Couriere kommen angeflogen,
Er lieſt, ein großes Wetter dräut,
Beweiſe geben zwanzig Bogen
Voll ſchändlicher Treuloſigkeit.

Verbunden wider einen Weiſen
Sieht er um ſich die ganze Welt;
Er ſinnt, beſchließet, iſt ein Held;
Die Götter und die Menſchen preiſen
Den Philoſophen und den Held,
Und wer ihn ſtürzen wollte, fällt.

Allein, was hat er von der Ehre,
Daß er ein Fels im Meere war?
Daß er die raſende Megäre

*) Geheimer Kabinetsrath des Königs.

Zurück in ihre Hölle zwang,
Und sie mit Ketten feste band,
Und sein geliebtes Vaterland
Errettete vom Untergang?
Was hat der Held von dieser Ehre,
Von dieser täglichen Gefahr?
Im fünften und im sechsten Jahr
Von diesen zwanzig großen Siegen?

O, liebster Freund! ich schwör' es Dir:
Bist Du mit Deiner Muse hier
In meinem Sans Souci bey mir;
Von meinem täglichen Vergnügen
Geb' ich ihm keinen Tag dafür!

Antwort.

Ja, Freund! in Deinem Sans Souci,
Wo, bey der Musen Harmonie,
Die finstere Philosophie,
An Lied und Scherz und Kuß gewöhnet,
Mit Huldgöttinnen sich versöhnet,
Wo neben Dir Dein Amor sitzt,
Und spielend einen Plato schnitzt *),
Da lassen Dich erhabne Freuden
Kein fürstlich Sans Souci beneiden;
Da ruft den ungetäuschten Blick
Von der Paläste stolzen Mauern
Die Weisheit freundschaftlich zurück,
Und lehrt Dich, Könige bedauern.
Sie scherzen nicht mit uns im Hain,
Sie ladet nicht der Rasen ein;

*) Auf einer Gemme in Lipperts Daktiliothek ist es der Kopf des Sokrates; allein Plato war gewiß der Lieblingsphilosoph der Liebesgötter.

Kaum sehen sie das Veilchen blühen,
Die Sonne hinter Bergen glühen,
Den Hügel, den Aurora malt,
Und wie der Mond auf Teiche stralt.
Kein Vogel singt für sie Gesänge;
Die kleine Philomele schweigt,
Wenn sich in rauschendem Gepränge
Der Herr von ihren Wäldern zeigt.
Mit unterbrochnen Tönen steigt
Die Lerche, wo der Frohsinn weicht,
Und bang, mit leisem Murmeln schleicht
Der ungegrüßte Bach vorüber.
Der Echo sagt erschrocken nach,
Was ein Monarch im Purpur sprach,
Und hört des Hirten Stimme lieber.

Uns, bester Gleim, uns liebt das Thal;
Dort, wo wir seine Rosen pflücken,
Und den gefüllten Becher schmücken,
Verachten wir Lucullus Mahl.
Es trank aus goldenem Pokale
Nur selten die Zufriedenheit;
Nur selten wohnt im Marmorsaale
Das Glück der wahren Zärtlichkeit.
Ihr Fürsten! sah man, unter Küssen,
Von euern Wangen Thränen fließen?

Für uns als Götter aufgestellt,
Vom Diadem das Haupt umwunden,
Was hilft euch eine ganze Welt,
In der ihr keinen Freund gefunden?

Nur dann, wenn am verlaßnen Herd
Die Unschuld ihre Hände ringet,
Bis zum Palast die Stimme dringet,
Euch Väter nennt und Schutz begehrt:
Dann seyd ihr uns des Neides werth.
Doch nein! von unzählbaren Schätzen
Den Raub der Bosheit zu ersetzen,
Ist das ein himmlisches Ergötzen,
Ist das der Tugend höchster Ruhm?
Was wir, o Freund! der Armuth geben
Von unserm kleinen Eigenthum,
Muß über Fürsten uns erheben!

Wenn einst die goldnen Wände beben,
Der Styx in banger Nähe schreckt,
Und dicke Nacht den Thron bedeckt:
Dann sieht, in wilden Phantasien,
Auf seinem Lager noch der Held
Ein grauses, leichenvolles Feld;
Sieht überwundne Feinde knien,

Und Angſtgeſchrey, das Gnade! ruft,
Ertönet laut um ſeine Gruft.

Und wir? Bekränzt kommt er hernieder
Von Grazien, der letzte Tag;
Umarmet ſingen wir ihm Lieder,
Ein zärtlich Mädchen ſingt ſie nach.

An Gleim.

Im December.

Freund, der Du am Kamine,
Zu Dir, mit Chloens Miene,
Im leichten Hermeline
Die Weisheit kommen siehst;
Und um Dich her durch Lieder
Für sie des Amors Brüder
Zu kleinen Weisen ziehst!
Bestrafe doch die Thoren,
Die, nicht für sie geboren,
Die sanfte Huldgöttin,
Im schulgelehrten Tone,
Zur mürrischen Matrone,
Zur strengen Richterin
Unschuld'ger Freude machen;
Doch nein! sie nur belachen,
Und singen wollen wir.

O Freund! es sagten mir
Die mit den Charitinnen
Vertrauten Pierinnen,
Was wahre Weisheit sey,
Von trockner Schulgesetze
Verworrenem Geschwätze,
Von leeren Formeln frey.
Sie gleichet Deiner Leyer,
Ist lauter Harmonie,
Glüht oft von edelm Feuer,
Oft aber scherzet sie.
Sie weiß in kleinen Bildern
Uns lächelnd das zu schildern,
Was hundert Thoren qualt;
Sie lehrt uns, wenn wir klagen,
Daß selbst den trüben Tagen
Nicht alle Freude fehlt.

Soll ich Dir wieder sagen,
Wie auf dem alten Wagen
Von Stürmen hergetragen,
Sie mir den Winter zeigt?
An seinen Stab gebeugt,
Lappländisch wild behangen
Mit Häuten mancher Art,
Steht er; um seine Wangen

Starrt ein gefrorner Bart.
Wie scheußlich! dennoch hüpfen
Die Scherze ganz vertraut
Um ihn herum, und schlüpfen
In eine Bärenhaut.
Da liegen sie, und schielen,
Wenn Hirt und Schäferin
Am Herde traulich spielen,
Muthwillig lächelnd hin;
Gesammelt werden Pfänder;
Das flatternde Gewand
Der Mädchen, Haar und Bänder
Verrathen bald die Hand
Der allzu dreisten Knaben,
Die nicht ein jedes Pfand
Um Einen Kuß nur gaben.

Schon sind die Felder weiß,
Und ein Palast von Eis
Beherbergt die Najaden;
Sie trösten sich, und laden,
Um dennoch froh zu seyn,
Zu bunten Maskeraden
Den alten Flußgott ein:
Des Faunus Kinder schleichen
Vergebens durch den Wald,

Dort sind die festen Eichen
Der Dryas Aufenthalt!
Die losen Spötter machen
Ein Mädchen sich von Schnee,
Umtanzen es, und lachen,
Und schreyen: Evoe!
Die älteren Satyren
Sieht der gefrorne Rhein
Den wohlverwahrten Wein
In ihre Höhle führen.
Da jauchzet Vater Pan;
Da trotzen sie den Winden;
Bey vollen Bechern zünden
Sie leere Fässer an;
Indeß auf goldnem Schlitten
Der Psyche kleiner Mann,
Mit Pelzen angethan,
Voll Schalkheit zu den Hütten
Verlaßner Nymphchen eilt,
Wo, wenn der Nordwind heult,
Und sie den Amor bitten,
Er gern in langer Nacht
Ihr ödes Haus bewacht.

Sieh' doch, in holder Tracht,
Vom Winter angelacht,

Der Cypris Kammermädchen!
In ihrem Hain gestört,
Besuchen sie das Städtchen,
Wo Gleim die Liebe lehrt,
Und oft den jungen Schönen,
Die Amor zu ihm winkt,
In seelenvollen Tönen
Von seinem Freunde singt.

An Ebendenſelben.

Freund, den mit jungem Rebenlaube
Die ſchönſte Mänas einſt geſchmückt,
Dem noch ein Amor ſelbſt die Traube
In den bekränzten Becher drückt;
Den Luſt und Lenz in Haine rief,
Dem überall Dryaden lachten,
Dem ſie ein Blumenlager machten
An Quellen, wo er ſorglos ſchlief;
Du willſt, entfernt von unſern Chören,
Kein ſprödes Mädchen mehr bekehren
Und deine Lieder ſingen hören?
Getilgt iſt jeder Freude Spur;
Die Aue dorrt, es ſtirbt die Flur,
Wo Bosheit gift'gen Samen ſtreut?
Mit dem Verrathe geht der Neid;
Ihm ſchweigt der Weſt an ſtummen Bächen;
Das Blumenbeet zertritt ſein Fuß,
Und Saitenklang, und reinen Kuß
Der Freundſchaft macht er zum Verbrechen?
Mehr, als die Wüſte, ſchauerlich
Sind dir, o Gleim! die Luſtgefilde
Der Jugend? Fern in ſeine wilde

Verborgne Höhle ruft zu ſich
Der finſtre Menſchenhaſſer dich? —
O folge nie! denn Tugend wohnt,
Geſehen noch und ungeſehen,
In Thälern und auf Alpenhöhen;
Oft hat das frömmſte Werk den Mond
Zum Zeugen nur, und Liebe lohnt
Der Treue noch mit Seligkeiten
Aus längſt verſchwundnen goldnen Zeiten.
Wen lockte ſonſt der Wieſe Grün?
Wem ſollten jene Veilchen blühn?
Dem Frevel nur? Ihm tönten wieder
Aus blauer Luft die Lerchenlieder;
Und jenes Nachtigallenchor
Erfüllte des Verbrechers Ohr?
O nein! geflochten von dem Lenze
Sind dieſe tauſendfachen Kränze
Für ſchwarze Höllenthaten nicht.
Da, wo die Weisheit Roſen flicht,
Will Zephyr gern das Thal erfriſchen,
Da bildet, in vertrauten Büſchen,
Die ſtille Grotte ſich für ſie;
Da lehrt der Vögel Harmonie
Den frommen Dichter, ſich erfreuen,
Der Bosheit lachen, und verzeihen.
Hier, o mein Beſter! wo, bedeckt

Mit Moos, die Hütte sich versteckt,
Hier tanzet, bey des Landmanns Festen,
Mit Daphnis und mit Galathee
Die Redlichkeit auf jungem Klee;
Und dort, in schimmernden Palästen,
Baut oft die Großmuth ihren Sitz;
Herab vom Throne fährt der Blitz
Auf das empörte Laster nieder,
Und Fürsten rächen ihre Brüder.

O mein Geliebter! unsern Hain
Mag böse Schmähsucht überfallen;
Wenn nur den Göttern wir gefallen,
So laß uns unerschrocken seyn;
Zwey Freunde stehen an Altären,
Wo sie den Eid der Treue schwören,
Dir, Tugend! und, o Weisheit, dir!
Hört uns, ihr späten Enkel ihr!
Entweiht man unsers Grabes Nacht,
Will man zu Thoren uns erniedern,
So müsse giftigem Verdacht
Ein sanfter Menschenfreund erwiedern:
Ihr Lied war Freude, war Natur,
Und Unschuld war ihr Leben nur!

Lalage an Eliphäſtion *), über ſeinen jüngern Freund Jacobi.

Berlin, 1768.

Wann ſeh' auch ich mit forſchbegier'gen Blicken
Den jungen wunderbaren Mann,
Der Lieder ſingt, den Muſen zum Entzücken;
Der dich bezaubern kann?

So ganz bezaubern, daß du von Vergnügen
Berauſchet biſt, und mich jüngſthin
Vergeſſen haſt, und lange mir geſchwiegen,
Mir, deiner Schäferin!

Die Suada muß ihn auferzogen haben;
Ach! reden muß er, wie Merkur,
Der ehedem, gleich einem Schäferknaben,
Von dem Olympus fuhr,

*) oder: Die Karſchinn an Gleim.

Und vor dem immer wachenden Bemerker
Der armen Inachide, süß
Und kläglich schön, und stark, und immer stärker
Die Flöte tönen ließ,

Und nach dem Spiel ihn mit Geschwätz ergötzte,
Das lieblich von den Lippen floß,
Bis im Entzückungsschlummer sich das letzte
Der hundert Augen schloß!

An die Karschinn*).

Mich sehen willst Du, Lalage,
Des Phöbus hoch begeisterte!
Mich kleinen Sänger kleiner Lieder?
Weil Dein Gliphästion mich liebt
Und, als den jüngsten seiner Brüder,
Zum Preise für die kleinen Lieder
Mir unverdiente Kränze giebt?
Ach! zu bezauberndem Gesang
Ist Feuer nicht in meinem Busen;
Nur die gefälligste der Musen
Hört dieser Flöte leichten Klang,
Der nie zu Götterohren drang.
Wenn Könige die Welt bekriegen,
Dann forsch' ich nicht nach ihren Siegen;
Dann, ungestört in meiner Ruh,

*) Die Dichterin pflegte sich in ihren Liedern, besonders in den scherzhaften, Lalage, in den Oden aber Sappho zu nennen.

Seh' ich den holden Knaben zu,
Die, ohne Länder zu verwüsten,
Sich mit dem Silberbogen rüsten,
Und ihnen stimm' ich Lieder an.
Hier zeichnen sie; die schlauen Götter,
Auf Rosen- und auf Myrthenblätter
Zu ihren Schlachten sich den Plan;
Dort hör' ich aus verschwiegnen Büschen
Die unsichtbaren Pfeile zischen:
Getroffen sinkt die Schäferin
Auf den beblümten Rasen hin.
Die Suada, die das Ungeheuer
Mit Recht und Menschlichkeit versöhnt,
Die, süß wie Deine goldne Leyer,
Von angenehmen Lippen tönt,
O hätt' ein Gott sie mir verliehen!
Dann lebten, weit um mich herum,
Nur Bürger aus Elysium,
Und jede Bosheit müßte fliehen.
Ein überredender Merkur,
Wollt' ich die sanftre Weisheit lehren,
Gezeugt im Schooße der Natur,
Gebildet in der Freundschaft Chören?
Mir aber gab der Himmel nur
Ein Herz voll zärtlicher Gefühle,
Dem auch die allerkleinsten Spiele

Der jungen Freunde heilig sind,
Das nie Gesang und Jubel störet,
Der Tugend leiſre Stimme höret,
Und gute Seelen leicht gewinnt.
Nur ſie kann dieſes Herz beglücken:
Dein Schäfer widerſtand ihm nicht;
Er kennt im Freundes-Angeſicht
Die reine Wonne, das Entzücken,
Das, ohne Wort, aus treuen Blicken
Oft mächtiger als ein Gedicht,
Und ſüßer als die Suada, ſpricht.

Dich, Lalage, Dich ſah' ich ſchon
Im Tempel, den Gliphäſtion
Der Tugend und den Muſen weihte;
Wo, voller Ehrfurcht, dieſe Hand,
Die nie den Thoren Weisheit ſtreute,
Mit Lorbern den Altar umwand.
Als ich bewundernd vor Dir ſtand,
Da blickteſt Du auf mich hernieder;
Dein Blick war Feuer, Dein Gewand
War ganz Natur, wie Deine Lieder.
Ich ſah' in Dir die Sängerin,
Die, wenn ſie über Saaten hin
Die ſchwarze Wetterwolke breitet,
Den Donner mit Geſang begleitet;

Ich sah die frohe Lalage,
Die unter Rosen lächelte;
Und nun, mit aufgelösten Haaren,
Im Auge tödtende Gefahren,
Ein Weib; ihr Busen war durchwühlt
Von Flammen, die kein Zephyr kühlt,
Und die nur eine Sappho fühlt!

So zeigte Dich dein Bildniß mir:
Vielleicht, wenn sich das Jahr verjünget,
Und mit Die Philomele singet,
Seh' ich die Freundin auch in Dir.

An den Geheimenrath Klotz,

als er eine Geschichte des Cupido in einer seiner Schriften entworfen, und eine Geschichte der Hölle angekündigt hatte.

Dort, wo der May hernieder blickt,
In jenem Thale, das, entzückt,
Sich mit den ersten Blumen schmückt,
Sah' ich ein Chor von Liebesgöttern
Vertieft in den Geschichten blättern,
Die eine Muse Dir erzählt:
Wie Grazien den Amor wiegten,
Und ihn durch manches Spiel vergnügten;
Wie er mit Psychen sich vermählt;
Wie seine goldnen Waffen kriegten
Und über alle Götter siegten;
Wie, bey der Leyer Harmonie,
Den stärksten Löwen er bezwungen,
Und dann die Keule sich errungen,
Die bis zum Tartarus gedrungen,
Dieß, Freund! dieß alles lasen sie.
Da sprach ein Amor zu dem andern:

Uns will, der dieses schrieb, entfliehn;
Des Pluto Reich will er durchwandern;
Allein wir selbst begleiten ihn.
Ixions Rad muß er nicht hören,
Ihn darf der Zerberus nicht stören,
Ihm rauschet nicht der Höllenfluß;
Nicht sehen wird ihn Tantalus,
Und nicht der müde Sisyphus.
Nur auf besonnten stillen Höhen,
Soll er mit Liebesgöttern gehen.
Im blühenden Elysium
Versammeln wir um ihn herum
Corinnen, Lesbien, Helenen,
Mit allen einst gepriesnen Schönen.
Umarmen soll ihn einst Tibull;
Ein neues Lied singt ihm Catull,
Der dort in seines Mädchens Hand
Den muntern Sperling wieder fand.
Es sollen artige Satyren
Den besten Wein zur Hölle führen,
Und da, wo sonst kein Becher winkt,
Wo man nur Lethens Wasser trinkt,
Soll er, wir wollen ihn belauschen,
Sich mit Anakreon berauschen.

An Madame Hensel *).

Die Muse, die zu blut'gen Leichen
Den Geist des Sophokles geführt;
Um ihre Stirn das Laub von Eichen,
Von Cedern, die der Blitz gerührt;
Sie zeigte Dir den nahen Ruhm
Mit ewig dauerhaften Kränzen;
Du gingst, in Deinen ersten Lenzen,
Mit ihr vertraut ins Heiligthum:
Da wälzten Donnerwolken sich;
Du sahst den Dolch, der Bosheit Rächer,
Du sahst den giftgefüllten Becher,
Und Ketten rasselten um Dich;
Du sahst die bebende Natur,
Voll Laster und voll Ungeheuer:
Mit nie gefühltem Schauder fuhr
In Dich ein allgewaltig Feuer,
Das, von dem Himmel angefacht,

*) In der Folge, Madame Seiler. Eine Schauspielerin, die wir Deutschen eben so wenig vergessen sollten, als Frankreich seine Clairon.

Zur Göttin eine Elairon macht.
Nun aber sank der finstre Schleyer,
Und Dir erschien Melpomene,
Gleich einer hohen Grazie,
Mit jungem Lorbeerreis geschmückt;
Kaum hatte sie Dich angeblickt,
So lerntest Du die schönen Thränen,
Den süßen Ton, das leise Sehnen
Der Liebe, die voll Unschuld steht;
Und jene stille Majestät,
Womit am Throne der Tyrannen,
Die das Verdienst in Kerker bannen,
Die unbesiegte Tugend steht.

Schon leitet Dich, mit stolzen Schritten,
Unsterblichkeit an ihrer Hand. –
O wenn einst Oldfeld *) unter Britten,
Ihr Grabmaal bey Monarchen fand,
Und unser kaltes Vaterland,
Das im Palast ein Ordensband,
Mehr, als den großen Geist in Hütten,
Mehr, als erhabne Werke, schätzt,
Nicht Säulen Dir von Marmor setzt;

*) Eine berühmte englische Schauspielerin, die zu Westminster neben den Königen begraben wurde.

So denk: es lebet noch Dein Name,
Wenn um die bald vergeßne Dame,
Die Dir ein gnädig Lächeln giebt,
Kein ſpäter Enkel ſich betrübt.

Ihr, die der Muſen Chor geliebt,
Ihr ruht in ſchönen Lorberhainen,
Wo Götter euren Tod beweinen,
Und heilig, wie ein Tempel, iſt
Das ſtille Grab, das euch umſchließt.

An meinen Bruder.

Halle, im May.

Im Schatten jener Bäume, Freund,
Die uns der beste Vater pflanzte,
Dort, wo, mit Zärtlichkeit vereint,
In unsern Reihen Freude tanzte,
Wo wir als Kinder einst gespielt,
Im Jünglingsalter einst gefühlt,
In den getreuen Finsternissen,
Auf jenes Moos, an jenem Bach,
Wo, unter brüderlichen Küssen,
Mein Herz mit deinem Herzen sprach;
Dort lagre Dich zum jungen Lenze,
Dort schleichet meine Muse nach,
Und windet Dir die ersten Kränze.

Soll, o mein Liebster! soll sie Dir
Die ländlich frohe Wohnung schildern,
In welcher ihre Lieder mir
Den Kummer vieler Tage mildern?

Willst Du den kleinen Garten hier,
Willst Du die angenehmen Höhen
In ihrer stillen Einfalt sehen?

O Freund! hier redet die Natur
Im fernen Wald, auf naher Flur,
In ungekünstelten Alleen,
An meinem Hügel hier, im Klee,
Wo sanft, wie meine Galathee,
Die Lämmer unter Blumen gehen.
Belauschet von der Hirten Chor,
Sing ich hier oft, mit Deshoulieren*)
Den Schäfchen meine Klagen vor,
Die keine Wünsche sich verwehren,
Und nicht des süßen Glücks entbehren,
Auf ihren Triften frey zu seyn.
Hier führt zu blumigten Altären
Die Wollust mich in ihren Hain;
In ihrem Tempel muß ich schwören,
Ihn nie durch Laster zu entweihn.
Es fließt um sie der keusche Schleyer;
Ein Veilchen schmückt der Göttin Haar,
Und selbst die Weisheit bringt das Feuer
Zum unschuldvollen Opfer dar.

*) S. ihre Idylle über die Lämmer.

Hier locket keine freche Leyer
Der Nymphen buhlerische Schar,
Kein roher Faun, kein Ungeheuer
Entheiligt reiner Liebe Kuß,
Und keines Satyrs wilder Fuß
Tritt hier die besten Rosen nieder.
Die Tugend singt der Freude Lieder;
Es blickt die junge Schäferin
Nach dem Geliebten schüchtern hin;
Umsonst will sie dem Busen wehren,
Sich still verlangend zu empören,
Umsonst die ersten Küsse fliehn!

Hörst Du das Rauschen, liebster Freund!
Womit ein Fluß *) die Wiese theilet,
Und vor der Stadt vorübereilet,
In der kein zärtlich Mädchen weint?
Dort, wo die Sonne heller scheint
Auf niedrige, berauchte Hütten **),
Dort wohnen alte deutsche Sitten
Mit Tapferkeit und Treue noch;
Dort, unter nervigten Halören,
Fühlt sich der Jüngling frey geboren,

*) Die Saale.
**) Die königlichen Salzkothen.

Und ehret die Geſetze doch.
Verweile nicht bey jenen Trümmern*):
Was gehen uns die Felſen an,
Die einſt den Springer Ludwig ſahn?
Es mag um den verwegnen Mann
Der Chronikſchreiber ſich bekümmern!
Wär', in der Liebe ſüßem Wahn,
Er einem Mädchen nachgeſprungen,
Ich hätte längſt von ihm geſungen.
Nur zeig ich noch im Thale Dir
Der öden Burg verheerte Mauern**),
Die mitten unter Blumen trauern.
Ein ernſter Sänger hätte hier,
Umringt von hingeſunknen Säulen,
Wenn in der Einſamkeit die Eulen
Zum Liede kleiner Vögel heulen,
Gedanken, ſchwarz wie eine Nacht,
Erhabnen Britten nachgedacht.
Mir aber ſcheint er nicht zu klagen,
Minervens Vogel; ſein Geſchrey
Will, mit verliebter Schwärmerey,
Dem Eulenmädchen zärtlich ſagen,
Daß ſie für ihn die ſchönſte ſey;

---

*) Der Thurm von Gibichſtein.

**) Die Moritzburg, ehemalige Wohnung der Biſchöfe.

Und die Geliebte sagt ihm frey,
Daß seine Lieder mehr gefallen,
Als der Gesang der Nachtigallen.
Mir, bester Freund! gefallen sie
Mehr, als die bange Harmonie
Der Dichter, die nur Unglück fühlen,
In lauter Dissonanzen wühlen,
Und da, wo leichte Weste spielen,
Um eine Sommernacht zu kühlen,
Nach alten Leichensteinen schielen.

O mein Geliebter, eile Du
Dem brüderlichen Hügel zu!
Will uns in unsrer sanften Ruh
Vielleicht ein trüber Weiser stören,
So wollen wir ihn bald bekehren;
Nur Gleims Gesänge soll er hören,
Und selbst die Menschen Freude lehren.

An zwey Täubchen.

Ihr Täubchen, welche beyde
Mein Amor einst gepaart,
Als ihr, auf jener Weide,
Des Knaben beste Freude,
Das Spiel der Nymphen war't!
O grüßt, mit jedem Morgen,
Den frommen Dichter hier:
Euch zärtlich zu versorgen
Befahl Cythere mir.

Seh' ich, zu meinen Füßen,
Euch froh und sicher küssen,
Ihr Unschuldvollen ihr!
Dann denk' ich an Belinden;
Sie ließ in diesen Gründen
Mich auch die Liebe finden.
Allein, bedauert mich;
Weit glücklicher, als ich,
Seyd ihr, geliebte Täubchen,
Wenn ihr im Haine girrt,

Und das getreue Weibchen
Um seinen Gatten irrt.
Wie ruhig könnt ihr spielen,
Wie ruhig, dort im Kühlen,
In wollustreicher Nacht,
Wo keine Mutter wacht,
Wo neben eurem Bettchen
Bekränzte Freyheit lacht,
Und kein bewegtes Blättchen
Die Liebe schüchtern macht!
Hier, unter öden Bäumen,
Hier, auf verlaßner Flur,
Von ihrem Kusse träumen,
Ihr Täubchen, darf ich nur:
Denn ach! Belinde fliehet
Das Thal, den Wasserfall,
Die Grotte selbst, und siehet
Verräther überall.

O glaubte nur Belinde
Dem guten Götterkinde,
Der Liebe treuem Ruf,
Die sie, mit sanftem Herzen,
Zu Küssen und zu Scherzen,
Wie euch, ihr Täubchen, schuf!

Der Faun.

Eine Beylage zu dem darauf folgenden Briefe.

In wonneleere Mauern
Verſchloſſen, rings umwacht,
Soll dort ein Mädchen trauern,
Dem Lenz und Jugend lacht?

Schnell öffne jene Riegel
Der Amoretten Heer,
Und führ' auf dieſen Hügel
Zu mir Belinden her!

Ach! aber in Geſträuchen
Seh' ich von ferne ſchon
Den alten Satyr ſchleichen;
Ihr Nymphen! ſprecht ihm Hohn.

Er ſtört mir jede Freude,
Der Unhold! jeden Kuß
Zählt er mit bitterm Neide,
Den ich entbehren muß.

Wenn er sich birgt, und lauschet,
O dann verrathet ihn,
Ihr Myrthenbüsche! rauschet,
Laßt eilend uns entfliehn!

Euch wird die Liebe strafen,
Gebt ihr uns nicht Gehör:
Und keine Mädchen schlafen
In euren Schatten mehr.

Lydus hängt den Becher,
Um den er Rosen flicht,
Cupido seinen Köcher
An eure Zweige nicht.

Es flüchtet jede Taube
Hinweg von dieser Flur,
Und in dem falschen Laube
Verweilt die Krähe nur.

An . . . . .

Was sagen Sie, mein Liebster, zu diesem Liede, das ich dem Mädchen mit den schönen Augen sang? Sollten die Liebesgötter Belinden nicht zu mir führen können, dann biet' ich ihr ganzes Kriegsheer auf, das Haus zu bestürmen.

O ihr, der Huldgöttinnen Rächer,
Ihr Krieger mit dem goldnen Köcher,
Ihr setztet Troja einst in Brand;
Jetzt waffnet euch geschwinde,
Die Losung sey: Belinde!
Kommt mit der Fackel in der Hand!
Bestürmet, ach! ich bitte,
Bestürmet jene Hütte;
Schießt tausend Pfeile stumpf,
Und führet im Triumph
Den alten Faun gebunden.
Von junger Nymphen Schaar
Wird euer blondes Haar
Mit Lorbern dann umwunden.

Der böse Satyr muß
Dort, wo die Rosen stehen,
Uns zärtlich küssen sehen,
Und darf nicht mehr den Kuß
Der Mutter wieder sagen.

Wenn meines Amors Wagen,
Gefleckte Tiger ziehn,
Dann spannen mit Gelächter
Der Venus lose Töchter
Auch an den Wagen ihn!

An Belindens Bett.

Du kleines Lager, wo vergnügt
Die Schönheit mit der Unschuld liegt!
Beglücktes Heiligthum der Liebe,
Bey dem, gewöhnt an frechen Raub,
Ein roher Satyr schüchtern bliebe!
Dir will ich noch das letzte Laub
Der längst gestorbnen Rose streuen;
Dich soll ein Dichter nicht entweihen,
Der gerne mit dem Amor spielt,
Und doch den Werth der Weisheit fühlt.

Geheimer Schauder! Stille Lust!
Bemächtigt euch des Jünglings Brust.
Du Schlummerstätte meiner Schönen!
O zeige mir Belindens Bild;
Hier siehst du jeden Reiz enthüllt;
Hier sagt sie dir mit halben Tönen
Vielleicht, was ihren Wünschen fehlt,
Was sie noch selber sich verhehlt.

Dein Vorhang rauscht, und Träume schlüpfen
Durch ihn: ein allerliebstes Heer!
Schön, wie der Venus Kinder, hüpfen
Sie um das fromme Mädchen her.
Belinde zürnt: auf ihren Wangen
Ist Keuschheit, Jugend, und Verlangen.

Wenn sie nun zärtlicher erwacht;
Wenn sie, nach ungenoßnen Freuden,
Der Morgensonn' entgegen lacht,
Und in verrätherische Tracht
Behende Grazien sie kleiden:
Dann, o dann muß ich dich beneiden!

Doch ungestüme Wünsche nicht
Soll dieser kleine Tempel hören;
Nur Seufzer darf ich mir gewähren,
Bescheiden, wie ein Amor spricht
In einem Wäldchen mit Cytheren.

Ihr, die, von wilder Gluth entbrannt,
Der Gott der Liebe nie gekannt,
Zerreißet mit verwegner Hand
Der Schönheit heiliges Gewand,
Das Huldgöttinnen ihr gewebet,
Indeß ein sanfter Hirt erbebet,

Wenn er Belindens Lager sieht,
Voll Ehrfurcht ihre Zelle flieht;
Und auf verschwiegnen grünen Heiden,
Wo Götter mit dem Mädchen weiden,
Auf Blumen es verfolgt und küßt,
Und ohne Reu beglückter ist,
Als ihr im Taumel eurer Freuden.

An Philaiden.

Eine Beylage zu dem darauf folgenden Briefe.

Erhaben iſt der innre Friede
Des Weiſen, göttlich ſeine Ruh!
Groß iſt der Mann, o Philaide!
Doch glücklicher vielleicht biſt Du.

Im ſchweren Kampfe bracht er Schmerzen
Und Furcht und Sorgen unter ſich;
Sie fortzuküſſen, fortzuſcherzen,
Dieß lehrten Huldgöttinnen dich.

So hängt, wo ſich das Thal geſchmücket,
Mit wildem Drohn ein Fels herab;
Die Hirtin ſieht ihn nicht, und pflücket
An ſeinem Fuße Blümchen ab.

O laß, beym Klange ſüßer Lieder,
Uns lächelnd durch das Leben gehn,
Und, ſinkt die lange Nacht hernieder,
Mit dieſem Lächeln ſtille ſtehn.

An die Gräfin von H** Stiftsdame zu G**.

Sie haben Recht, meine gnädige Gräfin, die wenigen deutschen Zeilen in Ihrem französischen Briefe an mich verdienen allein das schönste Lied. Alle Musen sollten Sie dafür belohnen, daß Sie zu Ihrer Muttersprache sich bekehren, und jetzt in Ihrem achtzehnten Jahre noch deutsch lesen und schreiben lernen.

Wenn Sie nur mit dem, was ich Ihnen sang, zufrieden sind! Ihre Moral finden Sie darin, die auch immer die meinige war; in der ich es aber bey Ihnen zu größerer Vollkommenheit brachte. Der Name Philaide sollte billig Ihnen gefallen; er ist sanft; sagen Sie mir doch, ob Sie ihn behalten wollen? Hätt' ich Töchter, ich gäb' ihnen lauter arkadische Namen, damit die Dichter, welche sie einst besingen wollten, außer Verlegenheit wären.

Das Lobgedicht auf den Beschützer ihres Stiftes bring' ich unmöglich zu Stande. Der Mann ist in keinem Buche zu finden, und Sie selbst

wissen nichts weiter von ihm, als daß er, von Kopf bis zu Fuße gewaffnet, wie ein Kriegsheld auf Ihrem Ordenszeichen steht. Lassen Sie ihn immer ruhen,

Den alten Heiligen in us,
Der seiner schönen Tochter Kuß
Vom hohen Himmel sehen muß,
Und gern für einen solchen Kuß
Die schwarze Rüstung wiedernähme;
Und in der vorigen Gestalt,
Wenn man ihn gehen ließe, bald
Gestiefelt auf die Erde käme.

Sehen Sie, meine gnädige Gräfin, lauter lose Sachen denkt man sich bey Ihrem Heiligen; und mir, als einem Ketzer, ist dieses am wenigsten erlaubt. Ernsthaft von dergleichen Sachen zu reden, wollen wir den hochwürdigen Matronen überlassen, die sich bey einem Heiligen deßwegen erbauen, weil niemand sonst, als ein Heiliger, sie anhören mag. Diese mögen einmal im Grabe Wunder thun, indeß Sie, liebe Gräfin, mit Ihren im Leben gethanen Wundern sich begnügen.

Ueber den heiligen Hippolytus und den selig gesprochenen Gericus.

An eine Stiftsdame.

Ueber den heiligen Hippolytus.

Ganz gewiß, mein gnädiges Fräulein, hat Philaide Sie gegen mich aufgewiegelt, und Philaide selbst hat es mir verrathen. Sie erzählte mir von einem Folianten, der auf Ihrem Tische lag, aus welchem eine Wolke von Staub fuhr, und mit dieser ein ganzer Schwarm

Von kleinen, mürrischen Dämonen,
Die gern in dicken Büchern wohnen,
In ungestörten Dunkelheiten
Vor langer Weil' auf Motten reiten,
Und sich am liebsten in Postillen,
In Commentarien und Chroniken verhüllen.

Dieser Foliant war eine Legende. Wie kam eine Legende dahin, wo sonst nur die Geschichtsschreiber der Grazien ihren Zutritt finden? Sie, mein gnädiges Fräulein, und Philaide suchten das Leben Ihres Heiligen, wollten mir davon einen Auszug machen, und an das längstversprochene Lobgedicht auf ihn mich erinnern. Kaum hatten Sie einige Zeilen gelesen, so bekamen Sie den Schwindel, und beschlossen, das ganze dicke Buch dem künftigen Lobredner des Heiligen zu schicken. Vielleicht ist es schon eingepackt, vielleicht schon auf dem Wege. Himmel, wie wär' ich erschrocken, wenn es mich unvermuthet überrascht hätte! Nun will ich Ihre kleine Bosheit bestrafen, und, ehe der Foliant ankommt, Ihnen eine vollständige Legende von dem Manne schreiben, von dem Sie mir weiter nichts sagen, als daß er Kerkermeister gewesen sey. Woher ich die übrigen Nachrichten genommen, bleibt ein Geheimniß. So bald wird es niemand entdecken: indessen steh ich Ihnen dafür, daß mein Buch eben so viel Wahrheit haben soll, als die mehrsten seiner Art.

Schwerlich würd' ich mich an das Leben eines jeden andern Heiligen gewagt haben; aber dieser Heilige,

Der nicht an seinem harten Bette
Die Höllengeister um die Wette
Laut brüllen hörte, wenn er schlief,
Und nicht mit Hexen sprach, und nicht Gespenster rief;
In keine todte Wälder zog,
Und ohne Flügel nie, wie seine Brüder, flog*);
Dem keine junge Frau den Gürtel abgeborget,
Der keinen Wunderstab für Enkel hinterließ:
Den nur die Nachwelt heilig pries,
Weil er für seine Liebende gesorget;

dieser macht es einem leichter, seine Geschichte den Damen zu erzählen.

Sie wissen, mein gnädiges Fräulein, daß nicht alle Heiligen von ihren ersten Jahren an ihrem Berufe folgten. Viele mußten erst durch einen schwarzen Hund, durch einen Wolf mit feurigen Augen, oder durch sonst ein Wunder zurückgebracht werden. Hippolytus gehörte zu den letztern. Alles schien zu dem grausamen Amt' ihn zu bestimmen, welches er nachher bekleidete. Schon in seinem kindlichen Alter fing er

Den Kerkermeister an zu spielen:
Da mußten seine Tyranney

*) Von vielen Heiligen erzählt man, daß sie die Gabe hatten, in der Luft zu schweben.

Die kleineren Geschwister fühlen:
Ihn rührte nicht ihr zärtliches Geschrey;
Das Mädchen nicht, das in die Mitte trat,
Und für den Bruder oft mit schönen Thränen bat.

Ohne Zweifel wär' er, als Jüngling, ein wenig sanfter geworden, wenn er jemals geliebt hätte. Welches Ungeheuer kann die Liebe nicht bezähmen?

Armida fühlet ihren Kuß:
Es bebt nicht mehr der Tartarus:
Ein Fels verwandelt sich in Lauben,
Und wilde Drachen werden Tauben.

Ich hatte folgende Strophe noch dazu gemacht:

Es wird kein strenger Priester mehr,
O Liebe! giebt er dir Gehör,
Mit Feuer- und mit Schwefelbächen
Sich an der kleinsten Freude rächen;

weil ich sie aber nicht in den Zusammenhang bringen kann, so bitte ich, sie wegzustreichen. Wozu auch eine solche Weitläufigkeit? Genug, Hippolytus wollte nicht lieben. Aus Heiligkeit floh' er damals die Mädchen nicht. Er war kein Mann,

Der, artigen Geschöpfen nah,
Die Hölle nur in ihren Küssen,
Den Teufel nur mit Pferdefüssen
In ihrem Götterbilde sah.

Bey ihm war es eine natürliche Unempfindlichkeit, die auch den mächtigsten Reizen nicht nachgeben konnte. Nothwendig mußte diese durch die Gegenstände vermehrt werden, welche beständig in männlichen Jahren ihn umringten. In seinem Kerker

Stand er auf eingefallnen Stufen,
Und hörte Winseln, banges Rufen;
Die schwere Kette hört' er klirren,
Im öden Thurm die Eule schwirren,
Und sah, wie sich am fernen Thor
Der düstern Lampe Schein verlor.

Bald hätt' ich die Erscheinung, die er in seiner Jugend hatte, vergessen; und eine Erscheinung ist doch das wenigste, was ein Heiliger haben kann. Als er von einer kleinen Reise zurückkehrte, schlief er, nicht weit von Rom, in einem Myrthenwäldchen vor Müdigkeit ein. Plötzlich bebte der Boden, und er sah ein schönes Kind, so, wie man ihm den Gott von Paphos gebildet hatte. Aber der Gott von Paphos war

es nicht; die Geſtalt dieſes Kindes verrieth etwas Höheres. Seine Stimme war

Leiſer, als der Weſte Wehen,
Und jeder Ton voll Zärtlichkeit.
Es ſprach: Du wirſt mich wiederſehen:
Sey mir zum Märtyrer geweiht!
Es ſollen junge Schönen
Dein Grab mit Palmen krönen.

Hippolytus verſtand die Rede nicht, und vergaß den Traum. Wenn er das Kind wiederſieht, ſo werden auch wir es genauer kennen lernen.

Viele Jahre lang hatt' er ſein Amt, als Kerkermeiſter, verwaltet, und da — — —

Geſchichte des Decius und der Glycere.

Beyde lebten zu der Zeit in Rom, und liebten ſich. Eigentlich hieß das Mädchen anders; aber Decius hatte ſie ſo genannt, weil ihm der Name beſſer gefiel. Dieſer angeführte kleine Umſtand wird Sie, mein gnädiges Frdulein, von der Treue des Geſchichtſchreibers überzeugen. Schön war der junge Römer, und ſchön das Mädchen, und ihre Zärtlichkeit in dem Zeitpunkte, da ſie am heftigſten zu ſeyn pflegt. In wenigen Tagen wollte Glycere das Feſt ihrer Hausgötter feyern: Decius wurde dazu gebeten. Der Feſttag kam; ſchon füllte das Mädchen einen Korb mit Blumen, der Opferkuchen ſtand neben ihr, und Decius — — drey Stunden hatte das gute Kind auf ihn gewartet. — — — Nun war keine Hoffnung mehr. O hätt' ich den Blick geſehen, den ſie bald auf Blumen warf, und bald auf den ihren Göttern geheiligten Herd! Ich hätte, wie ſie, geweint.

Den folgenden Tag kam Decius. Mit naſſen Augen trat er hinein; aber es war mehr, als Thränen, in ſeinem Geſicht. Er ſchien unſchlüſſig, ob er das Mädchen umarmen, oder gleich wieder fliehen ſollte. Dieſe lief auf ihn zu: „Und du wollteſt mit mir nicht meine Götter bekränzen?" — Ach! Glycere, deine Götter — — Er riß ſich los, und verſchwand.

„Meine Götter? Ja! mit ihnen will er mich verlaſſen.

In andern Tempeln betet er,
Ein andrer Gott, ein fremder Jupiter —
Ihr mächtigen Olympier!
Wer iſt ſein Gott? Iſt ihm ein Schwur der Liebe theuer —
Ich zittre! dann verlaß' ich euch;
Dann fall auf Decius ein rächeriſches Feuer,
Und tödte mich zugleich!"

Immer vertrauter wurde Glycere mit dieſem Gedanken, und mit Standhaftigkeit ging ſie, ſo bald man ihr erzählte — Glauben Sie, gnädiges Fräulein, es werde die Geſchichte von Olint und Sophronia werden? Nicht völlig! Wir wollen es abkürzen, denn ich muß zu meinem Hippolytus zurückkehren.

Decius war im Kerker, weil er einen andern Gott bekannte. Den zweyten Abend darauf übergab man dem Kerkermeiſter Glycere, mit dem Befehle, daß ihr der gefangene Jüngling ſelbſt die Ketten anlegen ſollte.

Da ſtand ſie nun, vom Schmerz, entkräftet,
Den ſchönen Blick auf den geheftet,
Der ihrem Herzen mehr, als alle Götter, war.
Ihm reichte ſie die weißen Arme dar,
Die tauſendmal, nach matten Weigerungen,
Sich um den Liebenden geſchlungen.

Zitternd brachte der Kerkermeiſter die Feſſeln, ohne zu wiſſen, warum er zitterte. Ihn ſah der Jüngling an, und nun, mit ſeiner Glycere, gen Himmel.

In dieſen Augen war der Liebe ganze Macht:
Sie kam herab aus lichten Höhen,
Ein Engel, ſo wie ſie verklärte Geiſter ſehen;
Ihr Glanz erleuchtete die Nacht.
Ein ſanftes Säuſeln ward gehöret —
Und durch die Liebe ſelbſt Hippolytus bekehret.

Die Ketten fielen ihm aus der Hand; denn wachend ſah er das holde Kind, das in jenem

Myrthenwäldchen ein Traumgesicht ihm gezeigt hatte, und erkannte in ihm die himmlische Liebe. Er schloß den Kerker auf, befreyte die Unschuldigen, und versprach ihnen zu folgen. Diese flohen zu dem kleinen Ueberreste ihrer Freunde, welche vor den Tyrannen in einer Einöde sich verborgen hielten; aber ihren Erretter hatte die Liebe zum Märtyrer geweiht. Ein grausames Urtheil war über ihn gesprochen; doch, eh' es vollzogen wurde, ließen in einer Nacht sich die Bewohner des Himmels hernieder. Um ihn versammelt, nahmen die Jungfrauen unter den Heiligen ihre Kränze ab, und streuten

Ihre besten Rosenblätter
Auf das Lager, um den Held;
Engel, schön wie Liebesgötter,
Trugen ihn zur Oberwelt.

Nach seinem Tode wurd' er von den Liebenden verehrt, und Neuverlobte sangen ihm ihre Lieder. Eine von diesen Hymnen hab' ich in einem alten Buche voll Fragmente gefunden; ich will versuchen, Ihnen, mein gnädiges Fräulein, sie zu übersetzen. In jenen Zeiten der Verfolgung, da Ketten und Kerker nichts ungewöhnliches waren, mochte sie von einigem Nachdrucke seyn.

Hymne.

Der Jüngling.

Du, der Liebe Schutzgeist! höre,
Was ich diesem Mädchen schwöre
Weihe mich zum ersten Kuß,
Heiliger Hippolytus.

Das Mädchen.

Ketten will ich mit ihm tragen;
Aber, ach! bey stummen Klagen,
Tröste mich der Liebe Kuß,
Gütiger Hippolytus!

Der Jüngling.

Komm, die Liebende zu retten;
Mir nur, mir allein die Ketten!
Trösten soll mich nicht ihr Kuß,
Mächtiger Hippolytus!

Das Mädchen.

Segnen, in der Todesstunde,
Will ich ihn mit blassem Munde.
Weihe mich zum letzten Kuß,
Heiliger Hippolytus!

Nach und nach sonderte sich ein Chor von Mädchen ab, feyerte jährlich das Gedächtniß unsers Helden, und durch ein Mißverständniß wurden,

in spätern Zeiten, Klosterfrauen daraus. Seinen Zorn hierüber gab der Heilige durch viele Zeichen zu erkennen; aber zum Verdrusse der jungen Nonnen, achteten die alten Priorinnen nicht darauf: denn in jenem barbarischen Zeitalter mußten noch alle Priorinnen alt seyn, da es in unsern Tagen manche giebt, mit der ich es nicht verderben möchte. Auf diese Art dauerten die Klöster des Hippolytus viele Jahre lang, und Ihr Stift, wie Philaide mir selbst versichert hat, gehörte darunter, bis endlich der selige Gericus diesem Mißbrauch ein Ende machte.

Ueber den seligen Gericus.

Diese Legende, mein gnädiges Fräulein, wird ziemlich kurz gerathen. Hippolytus ist mir schon sauer genug geworden, und von dem seligen Gericus weiß ich nicht mehr, als von ihm. Er war ein französischer Herzog, Urheber Ihres Stiftes, und that ein Wunder, ohne daß man erfahren kann, was die Gelegenheit dazu gewesen sey. Folgendes ist am wahrscheinlichsten.

Von dem heiligen Hippolytus abgesandt, die armen Klosterfrauen zu befreyen, kam er in Ihre Gegend. Auf der nicht weit von Ihrem Stifte gelegenen Wiese ging er an einem Sommerabend umher, einen Stab in der Rechten, und dachte seinen Entwürfen nach. Damals war ein dickes Gehölz am Ende der Wiese, kühl, einsam, und zum Nachdenken geschickt. Natürlich war es, sich demselben zu nähern. Kaum war er einige Schritte hineingegangen, so sah' er einen Jüngling und ein Mädchen. — Dieses wäre nichts sonderbares gewesen; aber das Mädchen war — eine Nonne. Des Morgens früh war sie dem

Kloſter entſprungen und wartete die Nacht ab, um mit dem Geliebten ihren Weg ſicherer fortzuſetzen; in der ganzen Gegend war kein Bach, keine Quelle, und weil der Tag ſehr heiß geweſen, glaubte ſie zu verdurſten.

Etwas unwahrſcheinlich wird es Ihnen vorkommen, mein gnädiges Fräulein, daß ſie ſo nahe bey Ihrem Kloſter ſich verſteckt, daß es dem Geliebten nicht möglich geweſen, ihr einen Trunk Waſſer zu verſchaffen, u. ſ. w. Aber das Wunder mußte geſchehen, und bey Wunder muß man nicht ſo ungläubig ſeyn. Das Mädchen liegt nun einmal da,

Die matte Hand in ihrem Schoos,
An ihren Jüngling hingeſchmieget,
Wie das verwelkte Veilchen lieget,
Das ſich, auf dürrem Moos,
Am nächſten Myrthenbäumchen hält;
Noch einen Sonnenblick! und ach! die Blume fällt.

Das Gleichniß von dem Veilchen iſt nicht neu; aber dem Bilde ziemlich angemeſſen. Ohne das Gleichniß, werden Sie das gute Kind bedauern, ſo wie es auch den ſeligen Gerieus jammerte, der ohne Zweifel dabey an kein Gleichniß dachte. Kurz, er ſchlug mit dem Stabe dahin, wo bis auf den

heutigen Tag der nach ihm genannte Brunnen, mit einer darüber gebauten Capelle, zu sehen ist, und tränkte das arme Mädchen.

Durch dieses Wunder als ein Gesandter des Heiligen bestätiget, durft' er die Entflohne nach dem Kloster zurückführen. Ihre Vermählung mit dem glücklichen Jüngling machte den Anfang zu den Verbesserungen, welchen Sie, mein gnädiges Fräulein, Ihre Präbende zu verdanken haben.

Unbillig ist es, daß man einen so liebenswürdigen Mann, der doch einmal Hoffnung hat, ein Heiliger zu werden, immer übergeht. Von ganzem Herzen gönnt' ich ihm auch eine Hymne; allein in den angeführten Fragmenten steht keine auf ihn, und selbst eine zu machen, möchte mir nicht gelingen. Heute wenigstens kann ich nicht mehr darauf denken, denn die halbe Nacht ist schon vorbey. Zu einer Legende schien mir die Nacht am bequemsten. Ich wünschte, daß sie von Ihnen, gnädiges Fräulein, auch beym Schlafengehen gelesen würde. Vielleicht träumten Sie dann, nicht von dem heiligen Hippolytus, aber von einem Myrthenwäldchen, und einer Erscheinung darin, die Ihnen freylich etwas artigeres prophezeyen müßte, als das Glück, eine Heilige zu werden.

Venus im Bade.

Schüchtern fliehn die Jungen Hirten?
Wen verbergen dieſe Myrthen,
In geheimnißvoller Nacht,
Unter ihren leiſen Blättern?
O von tauſend Liebesgöttern
Wird der ganze Hain bewacht!

Täubchen laſſen ſich hernieder,
Huldgöttinnen ſingen Lieder:
Iſt es Venus? will ſie hier
In dem Silberteiche baden?
Ihr gefälligen Dryaden,
Einen Blick gewähret mir.

Wollt ihr unter euern Zweigen
Mich beſchützen, mir ſie zeigen?
Ewig dank ich euch mein Glück,
Ewig ſoll mein Lied euch ehren;
Zeigt, ach! zeiget mir Cytheren:
O ihr Nymphen, einen Blick!

Die Gebüſche, die ſie decken,
Hören mich. O ſüßes Schrecken,
Eine Göttin unverhüllt?
Wag' ich es nach der zu blicken,
Die mit Liebe, mit Entzücken
Eine ganze Welt erfüllt?

Darf ein Sterblicher? Es glühet
Mars, wenn er die Reize ſiehet,
Wenn ihr Buſen ſich empört,
Und er nicht den Lärm des Krieges,
Nicht den wilden Ruf des Sieges,
Nur ein zärtlich Seufzen hört.

O ihr Myrthen! o umſchließet
Sie vor mir. Der Gürtel fließet
Nun auf heil'gen Raſen hin.
Nieder ſteigt ſie ſchon zur Quelle!
Schon berührt der Fuß die Welle,
Dem in Wüſten Roſen blühn.

Nie wird euch ein Sturm entehren,
Ihr Gebüſche, wo Cytheren
Der verliebte Frühling fand.
Kömmt ein Mädchen ſich zu kühlen,
An den Teich, ſo wird es fühlen,
Was kein Mädchen noch empfand.

An die Liebesgötter.

Entfliegt ihr kleinen Heere
Der lächelnden Cythere!
Das Thal ist freudenleer;
Bereift sind eure Flügel;
Dem nackten, öden Hügel
Tönt keine Leyer mehr.

Seht! wilde Jäger würgen
Auf hallenden Gebürgen,
Sie spotten eurer Macht;
Von spröden Amazonen,
Die nur in Wäldern wohnen,
Wird Paphia verlacht.

Wollt ihr vielleicht beym Jagen
Die Mordgewehre tragen,
Der Netze Hüter seyn;
Gedungen von Centauren,
Auf hohen Aesten lauren,
Zum Klang der Hörner schreyn?

Und wenn die Stürme wehen,
Soll dann auf kalten Höhen,
Wo Sonnenstrahl gebricht,
Euch eure Fackel wärmen?
Dem Wilde nachzuschwärmen,
Gab sie Cythere nicht.

Das Laub, dem Hain entrissen,
Stirbt unter euren Füßen:
Flieht! alles ist verheert.
O tragt die dürren Blätter,
Ihr artigsten der Götter,
Auf eines Dichters Herd!

Das Täubchen.

In diesen dunkeln Hainen
Ging ich den losen Kleinen,
Die Köcher tragen, nach;
Hier, Chloe, hier im Grünen
War Amor unter ihnen;
Ich hörte, was er sprach.

O wenn in diesen Schlingen
Wir nun das Täubchen fingen,
Das mir die Mutter wies!
O lockt es! singt, ihr Brüder;
Ihr wißt, daß sich durch Lieder
Schon manches täuschen ließ.

„Komm, Täubchen, komm! Den Wagen
Der Venus, sanft getragen
Vom Zephyr, sollst du ziehn;
Sollst unter Blüthen wallen,
Wenn in des Adlers Krallen
Die Donnerkeile glühn.

Er muß den Zevs begleiten,
Und gegen Riesen streiten,
Und mit ins Treffen gehn;
Du kannst in kleinen Kriegen
Uns nur zur Seite fliegen,
Und überwinden sehn.

O komm! In wenig Tagen
Wirst du verlassen klagen,
Dein Liebling eilt von hier:
Getreuer sind die Gatten
In Paphos sichern Schatten;
Kein Falke raubt sie dir.

Du sollst mit Amoretten
Dich auf den Gürtel betten,
Der unsre Göttin ziert;
Geschmeichelt von Najaden,
Soll dich die Quelle baden,
Die Venus nur berührt."

So sangen sie, die Brüder!
O süße Macht der Lieder!
O zauberischer Wahn!
Das Täubchen kommt geflogen,
Setzt sich auf Amors Bogen,
Und sieht den Knaben an.

Das Gewitter.

Chloe und Damon.

Chloe.

Siehst du die schnellen Wolken ziehn?
Schon donnerts hinter jenen Wäldern,
Schon wird es Nacht auf unsern Feldern:
Komm, liebster Damon, laß uns fliehn.

Damon.

Der Donner schweigt, wenn Chloe spricht.
Wir wollen jede Furcht verbannen;
Der Himmel droht nur den Tyrannen,
Auf unsre Küsse zürnt er nicht.

Chloe.

Ihr Götter! rührt auf dieser Flur
Euch noch die Unschuld armer Hirten:
Schont, o verschonet jene Myrthen,
Sie hörten meines Damons Schwur.

Damon.

Ich schwur ihr Liebe bis ins Grab:
Ihr Blitze hörts, um sie zu rächen;
Und könnt' ich je die Schwüre brechen,
So fahrt auf dieses Haupt herab!

Chloe.

Ihr fürchterlichen Blitze, nein!
Sollt' ihn der Liebe Schwur gereuen,
Ach! so verzeiht dem Ungetreuen,
Und lasset mich das Opfer seyn.

Der Kuß.

Lalage, die kleine Spröde,
Floh den jungen Lycidas;
Bittrer Spott war ihre Rede,
Und die Blicke lauter Haß.

In das Thal, zu jener Quelle
Lockte sie Dianens Schein;
Fernher murmelte die Welle,
Leise lispelte der Hain.

Sanfter wurden ihre Triebe,
Friede ward ihr Herz und Ruh,
Denn ein kleines Wort von Liebe
Rief ihr jedes Büschchen zu.

Liebe sprach die junge Rose,
Sprach der Quelle grüner Rand —
Als das Mädchen auf dem Moose
Schlafend einen Knaben fand.

Von dem Monde halb beſtralet,
Halb in Schatten eingehüllt,
Lag er im Gebüſch. Es malet
Nur Albano dieſes Bild.

Seine Miene ſagt im Traume,
Was die Liebe wachend denkt.
An dem nächſten Myrthenbaume
Iſt ein Köcher aufgehängt.

Ihm zur Seite glänzt ein Bogen;
Näher geht das Mädchen hin,
Und allmählig ihm gewogen
Wird die gute Schäferin.

Siehſt Du nicht auf jenem Hügel,
Lalage! die ganze Schaar?
Allerliebſte kleine Flügel
Haben ſie, und goldnes Haar.

Schnell bewegen ſie die Schwingen;
An der Quelle ſind ſie ſchon,
Tanzen um das Kind, und ſingen
Lieder von Anakreon.

Aufgeweckt durch die Lieder,
Sieht der kleine Gott umher;
Mischt sich unter seine Brüder,
Und der Hirtin lächelt er.

Tausend neue Blümchen sprießen,
Wo sie tanzen, aus dem Klee;
Mitten in den Reihen schließen
Sie die schöne Lalage.

Langsam steigt ihr Busen; leise
Wünschet sie, und weiß nicht was.
Seht doch, neben ihr im Kreise
Steht der junge Lycidas.

Ihm entfliehen will die Spröde,
Ihn verachten soll ihr Blick;
Doch der Jüngling, nicht mehr blöde,
Hält die Schäferin zurück.

Fliehen kann sie nicht; es haben
Ihren Bogen, aufgespannt,
Rings um sie die Götterknaben
In der rächerischen Hand.

Küſſen muß ſie nun den Hirten,
Und ein wolluſtvolles Ach!
Unter ſanftbewegten Myrthen
Seufzet Philomele nach.

Im Triumphe weggeflogen
Sind die Götter, ohne Streit.
Mächtiger als Amors Bogen
Iſt ein Kuß der Zärtlichkeit.

TAYLOR INST. OXFORD

Bey Ueberſendung einiger Blumenſtöcke im März.

Eine Göttin ſollt ihr zieren.
Eilt, ihr Blumen, ſagt Themiren,
Daß ich zärtlich euch geliebt,
Daß ich mühſam euch erzogen;
Und dann ſeht, ob ſie gewogen
Einen holden Blick euch giebt.

Myrthen ſchmücken die Altäre
Der allwaltenden Cythere;
Aber glücklicher ſeyd ihr!
Wenn Themire ſelbſt euch pfleget,
Euch an ihrem Buſen heget,
Dann, ihr Blumen, danket mir.

Seht nur: junge Liebesgötter
Färben eure zarten Blätter,
Eh' der Lenz euch angeblickt.
Euer Schmuck wird einſt verderben,
Aber ſchön iſt es, zu ſterben,
Von Themirens Hand gepflückt.

Wenn die Göttin euch bedauert,
Um die kleine Leiche trauert,
Euch umsonst ins Leben ruft:
O wer wird euch nicht beneiden,
O wer stürbe nicht mit Freuden,
Klagte sie bey seiner Gruft!

Nachtgedanken.

An Gleim *).

Erste Nacht.

War ich jemals in der Gefahr, Nachtgedanken zu schreiben, so ist es jetzt. Welche Versuchung, mein Liebster! Ich darf nicht in einem artigen Saale mir Ruinen und Gräber vorstellen; sondern

*) Im Jahre 1769 wurde ich an dem Stifte des H. Bonifacius und Mauritius in Halberstadt als Canonicus aufgenommen, und mußte, damit doch etwas von dem ehemaligen, unter den röm. katholischen Stiftsherren üblichen Noviziate beybehalten würde, zwey Nächte in der Kirche, oder vielmehr in der daran gebauten Kapitelstube schlafen. Hier erinnerte mich die einsame Zelle an die, zu jener Zeit häufigen unglücklichen Nachahmer von Young; und um mir den Abend zu verkürzen, warf ich auf das Papier, was die Laune des Augenblicks mir eingab.

meine Wohnung iſt wirklich ein altes Zimmer, rings umher mit Kirchhöfen umgeben, und auf gewölbte Gänge geſtützt, in denen lauter Geiſtliche dieſes Stifts begraben liegen. Dieſe Gänge führen zu einer Kirche, der das Alterthum ein ſehr feyerliches Anſehen giebt. Was meinen Sie, liebſter Freund, iſt es nicht ſchwer, einen ſolchen Anlaß ungebraucht zu laſſen? Nur Einen Schritt vor die Thür, ſo kann ich, von Todten umringt, an eine Säule mich hinlehnen und klagen. Schon der große runde Tiſch vor mir, der ſo mancher Kapitelverſammlung beywohnte, läßt wohl keine andere Begeiſterung zu.

Ihn hat in ſeinem ehrenvollen
Getreuen Dienſte nie die Muſe noch geſtört.
Beladen ſah er mich mit Akten, Protokollen,
Regiſtern, halb zernagten Pergamenten,
Kaum leſerlichen Dokumenten,
Und was zum Gähnen ſonſt gehört.

Mitten auf demſelben ſteht

Ein ungeheures Dintenfaß,
Ein altes gothiſches Gebäude,
Bey welchem nie der Gott der Freude
Mit jugendlichen Scherzen ſaß,
Und ihnen kleine Verſe las.

Vielleicht hätte mich alles dieses verführt, wär' ich nicht gleich im Anfange, noch eh' ich an meine Zelle kam, in ernsten Betrachtungen unterbrochen worden. Als ich in den Kreuzgängen auf Gräbern herum ging, untersucht' ich mit einer kleinen Laterne jeden Leichenstein. Welche possierliche Figuren! Keiner von meinen lieben Vorgängern konnte so barbarisch seyn, als er da in Stein gehauen ist. Wenn diese Monumente, dacht' ich, ein alter Grieche sähe! Doch, mein Liebster, Sie könnten mich zuletzt für einen Scarron halten, der in den ernsthaftesten Sachen etwas Komisches findet, und im Tode selbst nicht aufhört zu scherzen:

Der für die Sünden seiner Leyer,
Hinabfährt in das Fegefeuer,
Und dort in fürchterlicher Nacht,
Erhellt durch blasse Schwefellichter,
Noch heimlich über die Gesichter
Grotesker Höllengeister lacht.

Nein, bester Freund, so leichtsinnig bin ich nicht; aber ich rufe da, wo es nöthig ist, meine gute Laune zu Hülfe, um mich aufzuheitern. Meine Moral ist:

Im Schatten hangender Ruinen
So treu den Grazien zu dienen,
Wie da, wo stiller Haine Nacht
Sich Cypria zum Tempel macht.

Nirgend verläßt mich meine gewöhnliche Gesellschaft, in der ich wenigstens nur unschuldige Thorheiten begehe.

Und wollt' ich auch, ein strenger Mann,
In unwirkbare Wüsten eilen,
Wo Krähen ächzen, Wölfe heulen,
Und starrt' ich da die Wälder an —
So machte doch der Liebesgott
Die Weisheit alle mir zu Spott.
Ihn säh' ich bald, mit kleinen Göttern,
Er ritt' auf Tiger, Löw' und Bär,
Ein schnöder Knabe vor mir her;
Und Mädchen lachten in den Sträuchen,
Und Mädchen schwammen in den Teichen;
Die schlichen alle, nach und nach,
Mir in die wilde Grotte nach.
Hier rettete kein Winkel mich;
O Freund! ich würde sicherlich,
Und wäre Tod in ihren Küssen,
Der schlauen Liebe folgen müssen.

Eine ziemlich lange Vorrede, bester Gleim, um Ihnen zu sagen, worin meine nächtlichen

Gedanken in dieſer ernſthaften Wohnung ſich auflösten! — — In ein Lied

An Belinden.

Es hörte dieſe Zelle
Noch nie der Liebe Gruß,
Und die geweihte Schwelle
Betrat kein ſchöner Fuß.

An öden Mauern gehen
Geſpenſter, blaß und ſtumm,
In ſich gehüllt, und ſehen
Nach mir ſich warnend um.

Ach, aber ach! Belinde,
Dein Bildniß folgt mir nach,
Dein Bildniß, welche Sünde!
Ins fromme Schlafgemach.

Statt heiliger Geſänge,
Statt Hymnen, tönet hier
Durch lange dunkle Gänge
Nur deine Stimme mir.

An jene Finsterniſſe
Denk' ich in dieſer Nacht,
Als unſre letzten Küſſe
Die Liebe ſelbſt bewacht.

Der du den Tempel ſchützeſt,
Mit Biſchöflichem Stab
Hoch auf Altären ſitzen,
Komm, Heiliger! herab *),

Und ſtrafe das Verbrechen
Getreuer Zärtlichkeit,
Wenn einen Kuß zu rächen
Dir Lieba nicht verbeut **).

O denke, welch ein Feuer
Im Buſen dir gebrannt,
Als mit dem keuſchen Schleyer
Die Nonne vor dir ſtand;

*) Bonifacius iſt eigentlich Stiftspatron: Mauritius nur der Heilige der Kirche, die ſonſt nicht zum Stifte gehörte.

**) Mit andern Frauensperſonen ließ Bonifacius ſie aus England kommen, um den Frauenklöſtern vorzuſtehen. Man beſchuldigt ihn einer allzugroßen Vertraulichkeit mit ihr.

Als du den Schleyer küßtest,
Und an zu seufzen fingst,
Und für die Sünde büßtest,
Und wieder sie begingst!

Wie war sie deinen Blicken,
O wie so himmlisch schön,
Du wolltest, voll Entzücken,
Nach ihr noch sterbend sehn;

Mit ihr zugleich verwesen,
An ihrer Seite ruhn*);
Was Lieba dir gewesen,
Ist mir Belinde nun.

*) Er äußerte wirklich diesen Wunsch. S. den Willibaldus in vita Bonifacii, c. 8.

Zweyte Nacht.

Gewiß, glaubten Sie, würde der heilige Bonifacius diese Nacht mir erscheinen? Nichts wäre leichter, als ihn herabkommen zu lassen; allein ich fürchte, mein Liebster, er möchte denjenigen zu ähnlich werden, der auf eine von diesen Fensterscheiben gemalt ist, und dann scherzten Sie darüber. Oder sie dächten wohl gar, ich hätte selbst mit ihm scherzen wollen; und das ist meine Absicht nicht. Seitdem ich das Leben des Bischofs las, ist er mir außerordentlich ehrwürdig; und auch Ihnen soll er es werden; wenn sie Lust haben, ihn etwas genauer kennen zu lernen. Das schadet ihm nicht, daß der berühmte Arnold,

Mit blut'ger Geißel in der Hand,
Ihn aus der Schar der Heiligen verbannt,
Ihn zu Propheten zählt, die Länder nur verwüsten,
Zu lügenden Evangelisten,

Zu Wüthrichen, zu Antichriſten,
Und daß er endlich ganz die fromme Rache ſtillt,
Indem er ihn das Thier der Offenbarung ſchilt *)

Ein Mann, wie Arnold, der ſo viele Ketzer gerichtet hat, bekömmt zuletzt eine Leichtigkeit, alles nach der größten Strenge zu beurtheilen. Einige von ſeinen Beſchuldigungen ſind ſchon widerlegt worden **), und bey den übrigen wollen wir ein wenig gelinder verfahren. Soll man einen Mann von ſo großen Verdienſten gleich verdammen, wegen ſeiner Liebe zu der ſchönen Engländerin?

Wenn ihr die Tracht der Nonnen artig ließ;
Wenn ſie, mit unſchuldvollen Mienen,
Ein zärtlich Herz verhieß;
Wenn ſie, gleich Engeln, ihm in ſanftem Glanz
erſchienen —
Wer würde wohl ſo grauſam ſeyn,
Und nicht ein Fehlerchen verzeihn?

*) Siehe ſeine Kirchen- und Ketzerhiſtorie. Thl. I. IIX. C. 1.

**) Z. B. daß er mit einer Armee nach Thüringen gekommen ſey, widerlegt Spangenberg. S. deſſen Hist. Eccles. 4.

Hätt' ich meinem Heiligen auch nicht das Geringſte zu verdanken, ſo wär' er mir ſchätzbar:

Nicht, weil er, als Apoſtel, ſchnell
Die Welt durchflog, und mit den Heiden zankte *);
Nicht, weil der Engel Michael
Ihm Kirchen und Altäre dankte **):
Nicht, weil im ſtrahlenden Gewand
Und ihm ein ſtolzer König kniete ***);
Noch weniger, weil, aus der Welt verbannt,
Die Unſchuld ihm ſich anvertraute,
Und er für ſie verhaßte Kerker baute,
Und Heiligen die ſchönſten Mädchen gab,
Wenn ihre Wange noch für Erdenſöhne glühte:
Nicht weil ſein wundervoller Stab,
Als Baum emporgeſtiegen, blühte †),
Bis ein den Pilgern werthes Grab

---

*) Es iſt bekannt, daß er der Apoſtel der Deutſchen genannt wird.

**) Die eine Kirche da, wo jetzt Ortruff liegt, die andere zu Amelburg.

***) Pipinus, dem er gegen ſeinen ältern Bruder Grypho beyſtand.

†) Er hatte vor einer Kirchthür den Stab in die Erde geſteckt, als er die Kirche einweihen wollte.

Des Märtyrers Gebein empfangen,
Und Glocken von sich selbst zu läuten angefangen*).

Aus allen diesen Ursachen nicht; nur wegen des letzten Auftritts in seinem Leben. Um einige neubekehrte Friesen zu firmeln, hatt' er an dem Ufer eines Flusses ein kleines Lager errichtet. Plötzlich wurd' er von den Heiden überfallen, und junge Helden, die er um sich hatte, wollten gegen ihre Landsleute streiten.

Sanft, wie ein Himmelsbote, trat
Er zu den Seinigen, und bat,
Um ihn den Frieden nicht zu brechen,
Nicht ihres Freundes Tod zu rächen.
Es hörten Engel ihn die süßen Worte sprechen
Und segneten die große That,
Und segneten den Priester, der nach Blut
Nicht dürstete, den Lehrer ohne Wuth;
Den Heiligen, der nicht ein Gott sich däuchte,
Kein Kriegesheer dem Himmel warb,
Den Feinden selbst den Nacken reichte,
Und froh für eines Volkes Ruhe starb.
Ein mildes Licht aus offnem Himmel floß

*) In dem von ihm erbauten Kloster zu Fulda, wo sein Leichnam hingebracht worden.

Um ihn, da sich kein Auge schloß.
Der Himmel sang: „Im Tode Sanftmuth lehren,
Durch eigne Menschlichkeit Unmenschliche bekehren,
Ist mehr, als Götzen widerstehn,
Auf Trümmern von Altären gehen,
Und einer Jecha Bild zerstören*)."

Sagen Sie, bester Gleim, sollte nicht ein so schöner Tod für hundert Vergehen Nachsicht verdienen?

---

*) Bonifacius zerstörte diese heidnische Göttin, die der Stadt Jechaburg verehrt wurde. Olear. Hist. Thur. T. I. p. 163.

An Gleim.

Düsseldorf, den 4. April 1769 *).

Den Augenblick, mein liebster Freund, gab ich, unter fremdem Pettschaft, an Sie ein Päckchen

*) Der Brief, den ich hier mit ein Paar Abkürzungen, welche mir nöthig schienen, mittheile, war schon zur Vergessenheit bestimmt, als einige meiner Freunde mich um die Erhaltung desselben baten. Sie glauben, daß ich ihn wegen der Art, wie er aufgenommen worden, als Denkmaal des Geistes jener Zeit, aufbewahren müßte. Es war damals die empfindsame Periode. Yorick hatte in den bessern Seelen manches wahrhaft gute Gefühl rege gemacht, das sich in seiner Einfalt und Lauterkeit erhielt; dagegen suchten andre sich durch die Kunst in Gefühle zu versetzen, die sie gern gehabt hätten, die ihnen aber nicht eigen waren; und noch andre begnügten sich mit dem äußern Scheine der Empfindsamkeit. Ich, mit meinem unbefangenen Sinne, dachte nicht an die Letzteren; und weil ich über-

auf die Post, worin Sie eine hornene Schnupftabacksdose finden werden, mit der Inschrift,

---

haupt dem größeren Theile der Menschen zutraute, was ich nur von wenigen zu hoffen berechtiget war, so ließ ich die Epistel an Gleim in den Hamburger-Correspondenten einrücken. Wie erstaunte ich, als gleich nach ihrer Erscheinung, fast alles, was zur feinern Welt gehörte, zumal in Ober- und Niedersachsen, nach einer Lorenzo-Dose sich umsah! — Ein glücklicher Einfall! sagten die Drechsler; mehrere Kaufleute machten daraus eine Sache der Spekulation; bald wurden die Dosen von Horn, in großer Menge, nicht allein durch ganz Deutschland, sondern bis nach Dänemark und Liefland verschickt. Ein deutscher Reichsgraf benutzte sogar das Blech, das ihm seine Bergwerke brachten, zu Lorenzo-Dosen. Kurz, sie waren in allen Händen; aber eben darum, in was für Händen oft? Jetzt erkannte ich meine Schwärmerey, in welcher ich versprochen hatte, jedem, der mir dieses Ordenszeichen darbieten würde, brüderliche Vertraulichkeit zu beweisen. Wußte ich doch, wie geschwind dergleichen seine wahre Bedeutung verliert und in Mode ausartet! Indessen blieben viele ihrer ersten Empfindung getreu, und Schlich-

auswendig auf dem Deckel: Pater Lorenzo, und inwendig: Yorick. Nun schreibe ich den Brief dazu; und diesen sollen Sie in einem öffentlichen Blatte lesen. Den Sinn des Geschenks werden Sie gleich errathen; allein, ich wünschte, daß Sie eben so bald den Geber desselben errieethen, und es dem Herzen Ihres Jacobi zutrauten; aus dieser Ursache halte ich den Brief noch zurück. Warum ich ihn aber drucken lasse? Weil er in die Hände Vieler kommen soll, die unsre Freunde sind, oder es seyn könnten. Hören Sie also, mein Liebster, die Geschichte der Dose! Meinem Bruder, der mit mir gleich empfindet, und einem Zirkel von gefühlvollen Frauenzimmern, las ich, vor einigen Tagen, Yoricks Reise vor. Wir kamen an die Geschichte des armen Franziscaners Lorenzo, welcher Yorick um ein Allmosen bat, von ihm abgewiesen wurde, durch sein sanft-

tegroll in seinem Nekrolog erzählt von einem wirklichen Lorenzo-Orden, dessen Stifter ein Mann von Ansehen und von ausgezeichneten Verdiensten war. Uebrigens charakterisirt es die gebildete Klasse jener Zeit, daß weder ein Witzling in der Gesellschaft über meine Dosen zu spötteln, noch ein mir ungünstiges Journal sie öffentlich anzugreifen sich getraute.

müthiges Betragen dem Engländer Reue darüber einflößte, nachher zum Zeichen der Versöhnung von ihm eine schildpattene Dose bekam, wogegen er ihm die seinige von Horn gab u. s. w. Wir lasen wie Yorick diese Dose dazu gebraucht, um den sanften gelassenen Geist ihres vorigen Besitzers hervorzurufen, und den seinigen, bey den in der Welt zu kämpfenden Kämpfen, in Fassung zu erhalten. „Der gute Mönch war gestorben; Yorick saß bey seinem Grabe, zog die kleine Dose hervor, riß einige Nesseln zum Kopfe des Begrabenen aus, und weinte." Wir sahen einander stillschweigend an; ein jeder freute sich, in den Augen des andern Thränen zu finden; wir feyerten den Tod des ehrwürdigen Greises Lorenzo, und des gutherzigen Engländers. Unser Herz sagte uns: Yorick hätte, wären wir ihm bekannt gewesen, uns geliebet; und der Franziscaner, glaubten wir, verdiene mehr, als alle Heiligen der Legende, kanonisirt zu werden. Sanftmuth, Zufriedenheit mit der Welt, unüberwindliche Geduld, Verzeihung für die Fehler der Menschen, diese ersten Tugenden lehrt er seine Schüler: wie viel besser sind sie, als der fromme Stolz der mehrsten gestifteten Orden! Wie süß war uns das Andenken an den erhabenen Mönch,

und an den, der so willig von ihm lernte! Viel zu süß, um nicht durch etwas Sinnliches unterhalten zu werden! Wir alle kauften uns eine Schnupftabacksdose von Horn, worauf wir mit goldenen Buchstaben die Schrift setzen ließen, die auf der Ihrigen steht. Wir alle thaten das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen, jedem Franziscaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns ansprechen würde. Sollte in unsrer Gesellschaft sich einer durch Hitze überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor, und wir haben zu viel Gefühl, um dieser Erinnerung, auch in der größten Heftigkeit, zu widerstehen. Unsre Damen, die keinen Taback brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttisch eine solche Dose stehen haben; denn ihnen gehören, in einem höhern Grade, die sanften Empfindungen, die wir aus ihren Blicken, aus ihrem Ton, aus ihren Urtheilen schöpfen sollen. Nicht genug war es uns, diese Verabredung in einem kleinen Zirkel genommen zu haben; wir wünschten auch, daß auswärtige Freunde sich uns darin gleich stellten. An einige schickten wir das Geschenk, das Sie bekommen, als ein uns heiliges Ordenszeichen; andern soll dieser Brief unsre Gedanken mittheilen. Viele Leser werden gar nichts dabey

fühlen; andre nicht Muth genug haben, sich in eine Verpflichtung zum Kampfe über sich selbst einzulassen; andre wohl gar klein genug seyn, sich an den Wohlstand zu kehren, der ihnen durch eine Dose von Horn beleidigt scheint. Die ersten bedauern wir; von den zweyten hoffen wir Besserung, und die dritten leben nicht für uns. Vielleicht hab' ich in Zukunft das Vergnügen, an fremden Orten, hie und da, einen Unbekannten anzutreffen, der mir seine Dose von Horn, mit den goldenen Buchstaben, reicht. Ihn werd' ich so vertraut, als, nach gegebenem Zeichen, ein Freymaurer den andern, umarmen. O wie wollt ich mich freuen, wenn ich unter meinen hiesigen Mitbürgern einen so theuern Gebrauch einführen könnte! Dann würde die Religion sie nicht mehr entzweyen; einen gemeinschaftlichen Heiligen hätten sie; der protestantische Geistliche würde den katholischen Ordensbruder seinen Freund nennen, ihm verzeihen, daß er ein langes graues Gewand trägt; und der Ordensbruder lernte, bey seinen Wallfahrten zu der im Hain gelegenen Kapelle, alle Menschen lieben, wegen der Gottheit, die für alle Menschen, aus Liebe, den Hain erschuf.

An die Frau von **

Bey Ueberſendung einer Lorenzodoſe und des dazu gehörigen Briefs an Gleim.

Wenn, ihrem Heiligen zu fröhnen,
Sich hübſche, junge Magdalenen
Zu frommer Einſamkeit gewöhnen,
Und fern von dieſer argen Welt,
Ein Kloſter ſie gefangen hält;
Wenn ſie die Augen niederſchlagen,
Wenn unter dichtgewebten Kragen
Ihr ſchöner Buſen ſich verſteckt;
Ein grobes Kleid die zarten Glieder deckt;
Wenn ungeſehen, ungeküßt,
Nicht mehr bekannt mit frohen Scherzen,
Umleuchtet von geweihten Kerzen,
Ein Todtenkopf ihr Spielwerk iſt:
Dann ruft ſie die verlaßne Flur:
Dann klagt um ſie, dann zürnet die Natur.

In Wahrheit, gnädige Frau, ich würde mir ein Gewiſſen daraus machen, einen neuen Heiligen zu erfinden, der uns einige von unſern

Schönen rauben könnte. Das aber haben Sie von dem, dessen Legende ich Ihnen schicke, nicht zu befürchten. Ich nahm mir die Freyheit, ihn für mich ganz allein zu canonisiren; die Cardinäle wissen nichts davon. Genug, wenn er unsre Stimme hat, und die Stimme derer, die wie wir denken!

Ein recht guter Mann ist es, der nichts weiter von den Damen verlangt, als daß sie immer freundlich aussehen. Kann er etwas Angenehmeres von Ihnen fordern?

Ein Auge, das so reizend lacht,
Das Sterbliche zu Göttern macht,
Und einen Gott bezaubern sollte,
Wie Schade, wenn es zürnen wollte!

Lesen Sie, meine gnädige Frau, die Legende, und setzen die kleine Dose auf Ihren Nachttisch. Sie läßt doch immer artiger, als Magdalenens Todtenkopf.

An den Geheimenrath Klotz *).

Sie wissen, mein Freund, wie oft ich mit Ihnen über unsre neuesten Dichter spottete, über die Sänger der Schwermuth, die, ohne Anlaß und ohne Genie, dem ehrwürdigen Young nachklagen, und ihn herabwürdigen. Jetzt aber wär' ich beynahe selbst ein Nachtwandler geworden; hören Sie nur, wie es zuging!

Vorgestern, nachdem ich bey Gleim zu Nacht gespeist hatte, fiel unser Gespräch auf jene Dichter. Wir zürnten nicht sowohl auf sie, als auf die heutigen Aristarchen, die, wenn sie gleich ein solches Unwesen auf dem Parnasse nicht billigen, doch keinen Sänger der Freude mehr dulden wollen, und ihren albernen Ernst einem

*) Zwar sind die Dichter von der traurigen Gestalt längst unter uns verschwunden, und es scheint, als wollte die von der burlesken Gestalt ihren Platz einnehmen; indessen kann vielleicht die getreue Darstellung der erstern in diesem Briefe, als ein kleiner Beytrag zur deut-

großen Theile der Leſer, ſogar der beſſeren, mittheilen, indem man bereits ein kleines munteres Lied mit einer Art von Geringſchätzung bey Seite zu legen anfängt.

Voll von dieſen Ideen, ging ich nach Hauſe, wo ich einen Monolog hielt, und das Ueberſpannte in der Phantaſie der Dichter, ſo wie das Uebertriebne in den Forderungen der Kritiker, gewaltig rügte, ohne zu merken, daß ich ſelbſt in Hyperbeln ſprach. Nein, ſagte ich, die Deutſchen verdienen es nicht, daß man ihnen frohe Lieder ſingt. Lauter Leichenſänger ſollten ſie haben, lauter ſchwarze Propheten, um die es kein großer Verluſt wäre, wenn ſie zuletzt geſteinigt würden. Wenigſtens möchte ich auf eine Zeitlang ihnen ſolche wünſchen, damit ſie den Werth der Dichter einſehen lernten, welche die Natur um ſie her verſchönern, den Gang durchs Leben ihnen leichter machen.

ſchen Literaturgeſchichte, für manchen einiges Intereſſe haben. Wenigſtens beweiſt ſie, zu welchem Unſinn unſre Schriftſteller ſich ſchon durch Nachahmungsſucht und Modeton verleiten ließen, und wie ſehr man gegen jede neue Abweichung vom Wahren und Schönen eifern ſollte.

Spät erst begab ich mich zur Ruhe. Die Stimmung, worin ich war, dauerte fort, bis ich einschlief; und nun sah ich das, was ich mir schon mit zu widrigen Farben gemalt hatte, in einem noch grelleren Lichte. Kurz, mein Freund, ich faßte den Entschluß, alle meine Liebesgötter abzudanken, mich unter die Schar einsamer Jünglinge zu begeben, und etwas so Melancholisches zu schreiben, daß allen meinen Lesern Angst und bange dabey würde. Die langen, schrecklichen, halb griechisch- und halb deutschen Worte, die zu Nachtgedanken nöthig sind, setzt' ich auf einen Zettel zusammen, und mit diesem Talisman ging ich aus, eine zur Begeisterung geschickte Gegend zu finden. Im Anfange fiel mir die Rabeninsel*) ein, wo ich von dem dichten Gehölz und von dem Gekrächze schwarzer Vögel mir vieles versprach. Bald aber hielt ich die Ruinen von Giebichenstein für schicklicher. Eingefallene Thürme, Felsen und Felsenklüfte: O wie schön läßt es sich da klagen! An Eulen kann es auch nicht fehlen, und diese müßen nothwendig bessere Dienste thun, als die Raben. Ich betrog mich nicht. Kaum hatt' ich, dem Berge gegenüber,

*) Unweit Halle.

an die Erde mich hingelegt, als ein erwünschtes Abenteuer mir aufstieß. Oben auf der Spitze des Berges, neben dem zerstümmelten Thurm, erschien mir plötzlich

Ein kleiner finstrer Genius:
Es sollten unter seinem Fuß,
Der mächtig niedertrat, die starken Felsen beben;
Allein die Felsen bebten nicht.
Entstellt und blaß war sein Gesicht;
Sein Auge suchte Wüsteneyen,
Und schien der Sonne sanftes Licht,
Der Wälder Grün, das bunte Thal zu scheuen.
Ein Leichentuch war sein Gewand,
Das Flittergold von Todtenkränzen
Sah' ich um seine Schläfe glänzen.
Dryaden gingen, Hand in Hand,
Nicht weit von mir, bereit zu frohen Tänzen:
Dem Faune zeigten sie den kleinen schwarzen Mann,
Und fingen laut zu lachen an.

Ohne sich an das Gelächter zu kehren, kam mein Genius mit einer recht feyerlichen Miene von dem Felsen herab, und trat vor mich hin. Auf seiner Stirn glaubte ich alle Phantomen, Myriaden, Aeonen, hochdaherbrausende Donner und tiefschauernde Finsternisse zu lesen, die auf meinem Zettel standen; und, hätt' er sich gleich

nicht zu erkennen gegeben, so wär' er von mir beym ersten Anblicke für einen Dämon gehalten worden, der die nächtlichen Dichter begeistert. Doch er kündigte sich mir selbst unter diesem Namen an. Unmöglich konnt' ich ein kleines Lächeln verbergen, das ihm verrieth, wie wenig ich noch in seinen Geheimnissen bewandert wäre. Schon bereut' ich es, als er mit einer Baßstimme, die bey der kleinen Figur etwas Possierliches hatte, halb in poetischer Prosa, und halb in stolpernden Hexametern, die ich aber in gereimte Verse übersetzen will, mich also anredete: „Der du willst, daß elende Sterbliche sich freuen, Unheiliger! zittre! — bebe! — Sieh auf meinen Liebling! — und — lerne von ihm!

Ihn schreckt am hellen Tage
Die bange Mitternacht,
Und wenn der Frühling lacht,
Ertönet seine Klage.

Da, wo sich mit Gesang
Verliebte Vögel locken,
Hört er der Sterbeglocken
Hochfeyerlichen Klang.
Ihm zeigt, auf jeder Flur,
Die seufzende Natur

Verlaßne Gräber nur.
Bedeckt mit Todesblässe
Schleicht er umher, und sieht
Die trauernde Cypresse
Da, wo die Rose blüht.
Die jüngste Schäferin,
Die schönste Waldgöttin,
Ist ihm ein stummer Geist,
Der hin auf Urnen weist.

Hingegen athmet er reinere Vergnügen, zu groß für diese verachtungswürdigen Zonen. Welche trunkne Freuden! welche olympische Wollust! nur dem Dichter fühlbar,

Der mit ätherisch leichten Schwingen
Vom niedern Staube sich erhöht,
Den Sphären etwas vorzusingen,
Das selbst ein Seraph nicht versteht.

Hier kehrte mein Gespenst die Schaufel um, die es vermuthlich deßwegen in der Hand trug, um Gräber aufzuwerfen, wo keine sind, machte mit dem Stiel einen entsetzlichen Strich in den Sand, so wie seine Schüler auf das Papier — und war verschwunden. Die Gestalt meiner künftigen Muse, und noch mehr ihre Rede hätte mich von dem ersten Vorhaben gewiß abgeschreckt,

wär' ich nicht zu sehr mit dem Plan meiner Rache beschäftigt gewesen. Wirklich begab ich mich nach unserm großen Kirchhofe, wo ich, mitten in der Nacht, zwischen Gräbern umher wandelte. Kaum aber war meine melancholische Begeisterung angegangen, so bemerkte ich von fern ein Licht, das durch niedre Gesträuche schimmerte. Schauder überfiel mich, und in der Angst fand ich den Schluß eines Hexameters, den ich lange vergebens gesucht hatte. Dennoch faßte ich mich, und ging dem Schimmer nach. Wie erstaunt' ich,

Als ich den kleinen Amor sah!
Mit seiner Fackel saß er da,
Gelehnt an eines Grabes Hügel,
Und ließ den Thränen ihren Lauf.
Es keimten unter seinem Flügel
Die schönsten Blumen auf.

Amor, unter den Nachtwandlern, auf einem Kirchhofe? Die Frage, die ich mir selbst heimlich that, mochte der Knabe gleich errathen; denn mit leiser Stimme sagt' er mir: Dieser Hügel bedeckt eine junge reitzende Schöne.

Sie starb im unentweihten Kranze,
Den Grazien ihr aufgesetzt.
Dieß ist die dritte Nacht, seit, fern von Spiel
und Tanze,

Mit Thränen ihre Gruft ein Götterkind benetzt,
Kam Jupiter in schwarzen Wettern,
Dann hielt ihr sanfter Blick
Den rächerischen Arm zurück.
Geliebt war sie von allen Göttern
Mehr, als der Weise, der in Wüsten sich gefällt:
Denn Freude gab sie nur der Welt!

Diese letzten Worte waren mit einem Lächeln begleitet, das mitten unter den Thränen hervorbrach, und einen zu starken Eindruck auf mich machte, um nicht meine Rache zu zernichten. Der Liebesgott aber nahm von dem Hügel, an welchem er saß, einige Rosen, und fuhr mit heitrer Miene in seiner Rede fort:

Soll Amor ewig hier verweilen?
Nein, diese Blumen gab mir ihre Gruft:
Mit ihnen will ich hin auf jene Triften eilen,
Wo Jugend mir und Unschuld ruft;
Mit ihnen will ich Oreaden
Und Hirtenmädchen und Dryaden
Zu einem neuen Feste laden,
So bald der junge Tag erwacht.
Warum soll Finsterniß und Nacht,
Die bey den Todten wohnt, auch Lebende schon drücken?
Ein Weiser lerne sich und eine Welt beglücken,
Und selbst auf Gräbern Rosen pflücken!

Eine so philosophische Rede hatt' ich von dem kleinen Gotte nicht erwartet. Ich versprach ihm, auf das morgende Fest zu kommen, und vergaß den schwarzen Genius mit allen seinen Lieblingen. Schon begann die Morgenröthe; schon erwachten auf allen Zweigen die Vögel und sangen. — Bald aber entdeckte ich, daß es die meinigen im Nebenzimmer waren, die mich aus dem Schlafe weckten. Leben Sie wohl! —

An **

Auch Sie verlangen also die Spielerey mit den Worten, welche die Fürstin von Anhalt-Bernburg in Halle mir aufgab, um sie, weil dieses ein Lieblings-Zeitvertreib in den dortigen Gesellschaften war, in einen Zusammenhang zu bringen. Ich schrieb einige Verse, als etwas zur augenblicklichen Unterhaltung Bestimmtes, flüchtig hin, und wunderte mich sehr, da ich bald darauf meine Poesie in den Hamburger-Correspondenten eingerückt sah. Nicht lange, so hatte man überall Abschriften davon; ich hörte mehr Lob darüber, als über irgend eins meiner andern Gedichte; und wie mußte ich lachen, da sogar der kritische Ebert mir zu dem gelungenen Versuche Glück wünschte!

Sonderbar, daß auch einsichtsvollen Männern ein kleines Kunststück wegen der überwundnen, oft geringen, Schwierigkeit, gleich einem wirklichen Kunstwerke, gefallen kann!

Hier haben Sie die Verse; nur rühmen Sie mir dieselben nicht! Sonst frage ich: Ob ich denn so selten etwas Besseres mache?

Aufgegebene Worte.

Carreau-As, Eyerkuchen, Spiegel, Liebenswürdig, Mogol, Stutzer, Rosen, Markenschachtel, Schlitten, Lichtputze, Zahnen, Herz.

Das goldene Zeitalter.

In jener goldnen Zeit, in der Saturn regierte,
Als noch ihr ungekünstelt Haar
Die Nymphe nur mit Rosen zierte,
Und Quell und Bach ihr Spiegel war,
Als auf dem Rasen sie der Lerche Lieder weckten,
Und Markenschächtelchen die Tische nicht bedeckten;
Als keine Schöne noch in spaten Nächten saß,
Und im Tarock bey Carreau-As
Der Mutter Unterricht vergaß:
Als man dem Stutzer nicht auf jedes Wörtchen glaubte,
Und Pfand und Schlittenrecht ihm keinen Kuß erlaubte;
Als man vergnügt im stillen Thal

Den väterlichen Acker nutzte,
Und kein Bedientenschwarm, in weitem Marmor-Saal,
Auf Leuchtern von Krystall dreyhundert Lichter putzte;
Da konnten die Zufriedenheit
Selbst Mogols Schätze nicht versuchen;
Da saß die alte Redlichkeit
Bey schlechter Kost, bey Brod und Eyerkuchen,
Und reiner Lust war jedes Herz geweiht;
Da prangte man nicht mit zerrißnen Fahnen,
Wer liebenswürdig war, bedurfte keiner Ahnen;
Verdienste wurden nicht nach Wappen abgezählt.
Allein dich hätte man zur Fürstin doch gewählt.

Die Winterreise 1769.

(Vorbericht, geschrieben im Jenner 1807.)

Auch über diese war schon das Verdammungsurtheil gesprochen, und auch bey ihr ließ ich durch einige Freunde mich bereden, sie noch einmal durchzugehen, und genauer zu prüfen. Ich that es mit der größten Strenge. Vieles wurde gleich durchgestrichen, insonderheit alles das, was von weitem einer Empfindeley ähnlich sah. Der Taubenschlag ist nicht hieher zu rechnen; denn mehrere vorzügliche Dichter, unter den Alten und Neuen, haben sich der Thiere gegen den Menschen angenommen, und ihn der Grausamkeit beschuldigt. In dem übrigen fand ich zwar keine, für unsre Zeit neuen Wahrheiten, aber doch solche, die für jede Zeit wohlthätig sind, und die man immer, bey andern Gelegenheiten oder unter andern Bildern, wiederholen darf. Ein kalter Beurtheiler wird freylich noch manches daraus wegwünschen; aber sollte ich, um vor seinem Tadel sicher zu seyn, Empfindungen unterdrücken, die

mit jugendlicher Wärme, unmittelbar aus meinem Innerſten hervorgingen, und die gewiß hier und dort ein Herz antreffen, das ſich ihnen öffnet, und mir dafür dankt?

Was mich außerdem zur Verbeſſerung dieſer Reiſe aufmunterte, war die franzöſiſche Ueberſetzung derſelben*), deren zweyte Auflage in Paris, und noch dazu während der Revolution, mit beſonderer Freude und Liebe aufgenommen wurde. National-Intereſſe konnte ſie für die Franzoſen nicht haben, weil alles in ihr deutſchen Grund und Boden verräth. Der Menſch alſo freute ſich, dem Menſchen zu begegnen.

Damit der Leſer mir leichter folgen könne, iſt es wohl nöthig anzumerken, daß mein Weg von Halberſtadt über Braunſchweig, Hannover, Osnabrück, Münſter und Duisburg nach Düſſeldorf, meiner Vaterſtadt, ging.

Die Sommerreiſe hab ich, als der Erhaltung unwürdig, verworfen.

---

*) Le voyage d'hiver. Traduction libre de l'allemand de M. Iacobi, par M. Armandy à Lausanne 1796.

Einleitung.

Eine Reise von ungefähr fünfzig Meilen, in der traurigsten Jahrszeit, durch einen großen Theil von Westphalen? Was kann man da sehen und hören, das wiedergesagt zu werden verdiente? Welche unfruchtbare Gegenstände?

Gebirge, die der Nebel drücket,
Erstarrte Wälder um sie her,
Von freudiger Begeistrung leer;
Und Dörfer halb im Rauch erstücket;
Zu ihrem schwarzen Herde heim-
Gekehrt, der Einfalt arme Söhne,
Und ihrer Sprache rauhe Töne,
Vor denen jeder sanfte Reim,
Wie Echo, die mit Hirten klaget,
Vor lauter Sturmgetöse zaget;
Ein Thurm, der über Hügel raget,
Und seiner Glocke dumpfer Klang;
Des Haushahns nüchterner Gesang;
Auf langen, unwirthbaren Heiden,

Auf todtem Feld, auf öden Weiden,
Ein unabsehlich Einerley;
Der Dohlen heiseres Geschrey,
Und Winde, die sich müde schwärmen;
Ein Bach, von Raben nur gegrüßt,
Der am bereiften Ufer fließt,
Wo große Mühleräder lärmen;
Und überall der Schwermuth Bild,
In finstre Wolken eingehüllt! —

Nichts als dieses, in Häusern, wo Menschen wohnen, und auf Feldern, zu denen der Sommer zurückkehrt? O ich würde mich in einen Winkel der Erde verbergen, und weinen! Wie glücklich, daß ich auch im Winter den Wiesen ihr Grün, den Aesten ihre Blätter geben kann, und daß selbst die Einfalt ihre rührenden Auftritte für mich hat!

Die Heide.

Nicht so sehr über die betrübten Gegenden, wo man einige Meilen weit nur Himmel und Erde sieht, nicht so sehr über diese klagte ich, als über die Menschen, die, in solche Gegenden eingeschlossen, wenigstens einen kleinen Theil derselben, so viel es möglich ist, bauen und ausschmücken sollten. An einigen Orten sah' ich einen einzelnen Baum, der, wenn er blüht, den besten Bäumen des Waldes nichts nachgeben muß. Warum, sagt' ich, warum hat er keine Nachbarn?

Ihr, welche das Geschick in Wüsteneyen trug,
Wo hier und da, mit bangem Flug,
Ein Vögelchen verloren irret;
Der kältste Nord in nackter Ebne bläst,
Und, wenn die Sonne glüht, kein angenehmer West
Der Nymphe lockig Haar verwirret;
Wo jeder Lenz vergebens Wies' und Flur
Und Staude sucht; zurück der Zephyr schauert,
Und jeder Herbst mit leerem Schooße trauert;

O ihr Bewohner! ſeht die Anmuth der Natur,
Die euch ſo gern beglücken wollte:
Seyd gütig, wie ſie ſelbſt, verfolget ihre Spur,
Und helft der immer ſchaffenden Natur.
Da, wo kein Fluß in grünem Schatten rollte,
Da pflanzet junge Wälder hin.
Wenn euch der Bäume Laub nur wenig ſchützen ſollte,
So kennt ein edles Herz den ſüßeren Gewinn,
Für eine künft'ge Welt die Erde zu verbeſſern,
Und das Gebiet der Freude zu vergrößern.

O Freude! du belohneſt uns dafür.
Du lohnſt es, wenn ich einſt erblaſſe,
Noch in der letzten Stunde mir,
Daß ich mit meinen Liedern dir
Ein kleines Erbtheil hinterlaſſe.

An den Consistorialrath Jacobi.

Ihr Name, verehrungswürdiger Freund, fiel mir ein, als ich das Wort Freude schrieb; selbst nachdem ich meine Lieder nannte, wag' ich es, ihn herzusetzen. Ein Beweis für die Unschuld des Dichters, und für den liebenswürdigen Charakter des Mannes, der mit eben der Miene den Menschen Hochachtung gegen ihren Schöpfer einprägt, womit er die muntern Gesänge seiner Kinder hört; dessen geselliges Leben der Nachwelt nicht weniger bekannt zu werden verdient, als seine Schriften. Ist kein gütiger Schutzgeist da, der dieses Blatt für die Enkel erhält, und bey dem Namen meines Freundes sie alle das Sanfte fühlen läßt, was jemals in die Seele eines Weisen gekommen ist? Schrecken überfalle mit diesem Namen den großen Haufen gemeiner Priester! Ich hasse sie, weil sie den Gott nicht kennen, der gern verzeiht, und überall für die Freude seiner Geschöpfe sorgt.

Sie wollen jede Luſt verdammen,
Und drohen unverſöhnte Flammen
Dem, der die Wahrheit ſucht, und ſuchend ſie verfehlt.
So waffnen Stürme ſich auf jungen Blumenbeeten,
Um jede Roſe da zu tödten,
Die ſich die Unſchuld, mit Erröthen,
Zum Hochzeitkranze ſchon gewählt.
So ſteht auf nächtlichen Gebürgen
Ein Engel, ausgeſandt zum Würgen,
Der ſeine Todesopfer zählt.

Doch nein; Dieſer Engel ſieht mitleidig auf die Schuldigen herab, und mit Thränen bezeichnet er die Stelle, wo ſein Schwert ſie treffen ſoll. Wenn Sie, mein Freund, den Chriſten ſagen, daß ſie Menſchen ſeyn müſſen: O dann,

Dann ſchlägt' mein Herz, beym ſüßen Ton
Der göttlichen Religion;
Ich ſeh des Engels Majeſtät,
Der glänzend durch die Schöpfung geht,
Ein Lied auf goldner Harfe ſpielet,
Und noch den Kuß der Engel fühlet;
Die Sonnen grüßt, in ſeinem ſanftern Licht,
Und: Friede ſey mit dir! zu einer Erde ſpricht.

- Will der gütige Schutzgeist, nach welchem ich mich umsah, dieses Blatt nicht erhalten, so thue du es, o Freundschaft! Dieß sey mein Denkmaal bey den Nachkommen, daß ich von den besten unter den Menschen geliebt wurde.

Der Taubenschlag.

Wohl dem, welchen es freut, an einem ſtattlichen, mit Gold eingelegten Kamine von Marmor, ein Geſpräch im Tone der feinſten Welt anzuhören, der aber eben ſo vergnügt auf einem dreybeinigen hölzernen Stuhl an einem großen weſtphäliſchen Herde ſitzen kann, wo die Flamme hoch auflodert, und ein alter Wirth, gleich dem, der jetzt neben mir ſein Pfeifchen raucht, ihm gutmüthig die Hand bietet! Mir iſt hier wenigſtens eben ſo wohl, wie dort; allein ich rechne mir das nicht zur Wahrheit an, ſondern es iſt eine glückliche Laune, ein gewiſſer kindlicher Sinn, der mich leicht etwas finden läßt, worüber ich mich freue. Viele haben dagegen einen kindiſchen Sinn, der nur prächtige Decorationen verlangt, weil ihm an dieſen mehr als am aufgeführten Stücke gelegen iſt. Mir war es immer um die Scene des Menſchenlebens zu thun, deren jede ihre eigne Verzierung fordert.

Wie gehts, Alter? sagte ich. — „Es geht nicht so übel, Herr! Meinen Sie nicht auch, daß hier die rechte Gesundheit ist?" — Er wies auf sein Herz. Am vergoldeten Kamin hätte ich wohl schwerlich so etwas gehört — dachte ich bey mir selbst, als zwey gemeine Tauben herein kamen, auf den Schooß der jüngsten Kinder flogen, und aus ihrer Hand fraßen. Der Alte, weil er sah, daß ich die Tauben streichelte, sagte: Sie sind nicht schön, aber besonders freundlich; darum, setzte er mit Lächeln hinzu, werden sie auch nicht geschlachtet. Keiner von uns könnte sie umbringen, und noch weniger davon essen.

Das war mir aus dem Herzen geredet; denn oft schon fand ich in unserm Umgange mit den unschuldigen Tauben etwas Empörendes. Oft hätte ich ihnen zurufen mögen: Wie könnt ihr noch unter uns wohnen? Auf unsern Dächern, wo wir euch gemächliche Häuser bauen, ist die Gastfreyheit nicht heilig. Kehrt in eure Wälder zurück!

O flieht, ihr Täubchen flieht das grausame Geschlecht!
In unserm Schutze spielt und küßt ihr unerschrocken,
Indeß wir tückisch euch zum Untergange locken.
So treulos war noch nie des Waldes Völkerrecht.
Wenn euch ein Räuber dort aus fernen Lüften droht,
So zeigt er sich als Feind, und jeder Blick ist Tod.

Voll heimlicher Verräthereyen,
Wird er den Tauben nie wohlthätig Futter ſtreuen.
Es tragen euer Neſt mit ſüßen Schmeicheleyen,
Und ſchon bedacht auf mörderiſchen Raub,
Des Falken Kinder nicht in ihrer Bäume Laub.
Ihr guten Täubchen ihr! ſeht eurer Gatten Blut
An den geliebten Händen kleben,
Die eure Nahrung euch gegeben,
Und kennt des Menſchen ganze Wuth!

Müſſen wir ja die argloſen Vögel erwürgen, müſſen ſie die erſparte kleine Mühe, ſelbſt ihr Futter zu ſuchen, uns mit dem Leben bezahlen — ſo ſollten wir nicht in eine ſolche Vertraulichkeit mit ihnen uns einlaſſen, nicht ſo viel falſche Zärtlichkeit an ihnen verſchwenden.

Dieſe Klage ſey meinem Vater gewidmet, der in meinem kindlichen Alter, wo die Thiere vorzüglich zu unſern Geſpielen gehören, mir gegen das kleinſte Thierchen Mitleid einflößte. Ihm danke ich die zarteren Empfindungen, die, wenigſtens von meiner Seite, mich in einen ſüßen Frieden mit der ganzen Natur ſetzen.

Der Reisegefährte.

Schon eine Stunde weit hatt' ich von dem Herde des gutherzigen Mannes mich entfernt, und noch immer dacht' ich an ihn. Vielleicht hätt' ich mit dem Sieg eines Helden mich nicht so lange beschäftigt. Auf einmal sah ich neben meiner Kutsche einen Reisenden, der, mit einem schlechten Mantel bedeckt, auf einem dürren Pferde saß. Kaum konnte das Pferd durch den starken Wind sich durcharbeiten, und sein Herr wurde langsam unter unaufhörlichem Regen fortgetragen. Ein niedergeschlagener Hut entzog mir lange das Gesicht des Fremden; aber endlich kam er näher an den Wagen geritten, machte mir eine leutselige Verbeugung, und hatte dabey so etwas Heiteres in seinen Augen, daß ich gleich für ihn eingenommen wurde. Es war ein junger Mann, dessen starker Körper aller Witterung Trotz bieten konnte. Auch hatt' er nicht das

Ansehen eines abgehärteten Reisenden, welches gemeiniglich mit einer gewissen Verwegenheit pflegt verbunden zu seyn. — Auf seiner Stirne waren schon Runzeln, und in seinen Mienen nicht eine Spur von Kühnheit. Und dennoch schien er vergnügt! Je genauer ich ihn betrachtete, desto mehr Edles und Feines entdeckt' ich in seinen Blicken. Wenn sein Pferd stolperte, zog er geduldig den Zügel an, streichelt' es, und sprach französisch mit ihm. Unmöglich konnt' ich es länger aushalten; ich bot' ihm einen Platz in meiner Kutsche an, und mein Bedienter mußte reiten. Das Zutrauen, mit welchem er sich gleich zu mir setzte, machte, daß ich ihn noch mehr lieb gewann, und er bezeugte mir eine besondere Freude darüber, daß ich seine Sprache verstünde. Leute, die für einander gemacht sind, errathen sich leicht; in weniger als einer halben Stunde waren wir tief in einem Gespräche, an dem unser beyder Herz gleichen Antheil nahm. Sie also sind auch ein Freund des armen Rousseau? sagt' er mit einem Feuer, das im Augenblick meine ganze Seele ergriff. Ja, antwortet' ich, die Schrift, die Hume selbst gegen ihn herausgegeben, hat mir seine Unschuld bewiesen. Krankheit, ein melancholisches Temperament, Verfol-

gungen haben seinen Geist niedergedrückt. Unglücklich genug ist er, daß er die Menschen nicht lieben kann! Der Fremde faßte mich bey der Hand, drückte sie, und sah voller Rührung mich an: „Ach! mein Freund, ich danke dem Himmel, daß ich nicht, wie er, die Menschen hasse. Wüßten Sie, wer ich bin!" Ich schwieg. „Einer von dem Orden," fuhr er fort, „den man jetzt überall verbannt, und dessen einzelne Mitglieder in ihrem Elende noch leichtsinnigen Spöttereyen ausgesetzt sind. In meinem Alter mußt' ich mein Vaterland verlassen, und auf ein Ungefähr herum irren, bis mir vor kurzem auf den Gütern eines deutschen Edelmanns eine Zuflucht angeboten wurde. Dennoch," setzt' er lächelnd hinzu, „bin ich mit der Welt zufrieden." Dieses Lächeln drang in mein Innerstes; ich mußt' ihn umarmen. „Seyen Sie versichert, daß der Spott, „womit man die Vertriebenen Ihres Ordens belegt, immer eine Grausamkeit in meinen Augen war. Immer hab' ich die Redlichen unter ihnen beklagt. „Verzeihen Sie den Spöttern, wie ich ihnen verzeihen habe," sagte der ehrwürdige Pater, und wir hielten vor dem Posthause.

Der Reisegefährte.

Beyde standen wir am Fenster, und sahen, nicht die Sonne selbst, aber einige Strahlen von ihr auf einem weit entlegenen Berge. „Hätt' ich nur gelebt," sagte mein Gefährte, „Ihnen die Hand zu drücken und diesen Sonnenblick zu sehen; ich würde das Wesen, das mich geschaffen hat, verehren!" Dieß war die Folge von einem neu angefangenen Gespräche. Auf diese Art, versetzt' ich, war es Ihnen leicht, bey Ihren Zweifeln gegen die Unsterblichkeit sich zu beruhigen. „Leicht war es mir, sobald ich weniger meinen gelernten Systemen, als dem System der Empfindungen folgte, und sobald ich die Natur da hörte, wo sie am liebsten uns unterrichtet. Einen Sommermonat bracht' ich in dieser Absicht auf dem Lande mit einigen Vertrauten zu, die mit mir gleiche Zweifel hatten. Immer mehr machten wir uns los von dem, was unserm ange-

bornen Gefühl fremd ist, und immer ruhiger wurden wir. Zwey Tage nach meiner Rückreise nach der Stadt, ging ich mit meiner Gesellschaft in die Gegend, die uns auf unsern Spaziergängen am liebsten gewesen war. Auf der einen Seite waren Aecker, auf der andern eine Trift, wo Schafe weideten; um uns her ein kleines Gebüsch. Wir sahen die jüngsten Lämmer an ihren Müttern saugen; zu unsern Füßen lag ein todter Vogel, den der Wind halb im Sande verscharret hatte; über ihm, auf einem Baume, hörten wir kaum geborne Vögel zwitschern; und in den Stamm einer längst gestorbenen Eiche trugen Bienen ihren Honig. Voll von einer Begeisterung, die mich oft überrascht, der ich mich aber nur bey meinen besten Freunden, und zwar selten, überlasse, rief ich aus: Hier erkenne ich dich, o Erde! du trägst deine Geschöpfe, und dann nimmst du in deinem Schooße sie auf. Dein Liebling, der Mensch, wird sanft in demselben ruhen, bis die aufgelöst'en Theile desselben auf eine andere Art zu den großen wohlthätigen Werken der Natur gebraucht werden. Da, wo der todte Vogel lag, und wo die Jungen zwitscherten, setzten wir uns hin, um die Empfindungen aufzuschreiben, die wir während

unſers Aufenthalts geſammelt hatten. Keiner von uns war ein Dichter geweſen; erſt auf dem Lande fingen wir an, kleine Lieder zu machen, und, indem wir dieſes letzte Werkchen ſchrieben, gelang es uns, verſchiedene Stellen in Verſe zu bringen. Alle Bilder nahmen wir aus der Natur, die wir vor uns ſahen." Mein Gefährte holte darauf ſein Felleiſen, ſchloß es auf, zog ein Manuſcript hervor, und gab es mir. „Wer weiß," ſagt' er, „unter was für Leuten ich in dieſer Gegend ſterben werde! Nehmen Sie dieſen Aufſatz, und bedienen Sie ſich deſſen nach Ihrem Gutdünken. Ich freue mich, daß er mir ſelbſt nicht mehr nöthig iſt; denn nun bin ich eines künftigen Lebens verſichert. Meine Tage werden nicht mit dem Alter und der Verbannung ſich endigen."

Die Pferde waren vorgeſpannt; der gute Pater konnte mich nicht weiter begleiten; er ſah mich noch einmal an, umarmte mich, und blieb an der Thür ſtehen, bis ich aus ſeinen Augen verſchwunden war.

Selbstgespräch in der Kutsche.

Könnten doch die Weltweisen unter sich ihre Zweifel, als geheime Kabinetsgeschäfte, ausmachen, ohne diejenigen damit zu beschweren, deren Schultern nicht stark genug sind, sie zu tragen! Eitler Wunsch! Unterdessen reden die Philosophen noch eine Sprache, die für das Volk zu erhaben ist, und ihr Heiligthum bleibt vielen verschlossen. Aber ihr, die ihr zu dem großen Haufen euch herablaßt, ihr Schriftsteller der Nation, ihr Dichter! Warum wollt ihr, anstatt durch eure süße Beredsamkeit überall Frieden auszubreiten, die beunruhigen, welche zu euern Füßen sitzen, um Weisheit zu lernen, oder ihren Kummer zu vergessen? Seyd ihr Wohlthäter des menschlichen Geschlechts?

Fragt jenen, der kein Lied mehr singt,
Seitdem er Tag und Nacht mit euern Zweifeln ringt.

Warum entreißt ihr ihn dem Schooße ſtiller Freuden?
Warum muß er den rohen Landmann neiden,
Der kümmerlich den Acker baut;
Der nichts als ſeine Saaten kennet,
Allein voll Zuverſicht den Gott der Saaten nennet,
Und ohne Furcht der Tugend traut?

Nicht behutſam genug kann der Philoſoph ſeyn, der zugleich ein Redner oder ein Dichter iſt. Ich würde ſogar Bedenken tragen, gewiſſe Wahrheiten auszubreiten, von denen ich überzeugt bin, daß es Wahrheiten ſind. Sollt' es z. B. nicht Empfindungen in unſrer Seele geben, welche inſonderheit für das Volk nicht zu genau zergliedert werden dürfen? Mir ſelbſt ſind einige Täuſchungen des Herzens, wenn ich ſie ſo nennen darf, eben ſo angenehm, als die Täuſchungen in der Natur. Hätt' ich einen Sohn, niemals würd' ich den Helvetius fragen: Warum ich ihn liebe? Ganz überlaſſen würd' ich mich der ſüßeſten Neigung; ganz Vater würd' ich ſeyn, und den für meinen Feind halten, der durch froſtige Betrachtungen mir den allergeringſten Theil meiner Zärtlichkeit nehmen, mich einen Augenblick in meiner Glückſeligkeit ſtören wollte. In der phyſiſchen Welt iſt der optiſche

Betrug zu unserm Vergnügen nothwendig. Ein ungeheurer Körper, um welchen unsre Erde sich bewegt, der aus ungemeßner Weite sie erleuchtet und erwärmt, ist ein großer Gedanke. Aber lieber ist mir die Sonne, so, wie sie mir erscheint, wenn sie

Mit dem Gesang der Abendflöte
In einem Wäldchen sich verliert;
Wenn sie die junge Morgenröthe
Zurück im Purpurkleide führt:
Hinter grün bepflanzten Höhen
Steiget sie herauf;
Lächelt Hirten, die sie sehen,
Und bemalt, in ihrem Lauf,
Kleine Blumen, die entstehen.

In der moralischen Welt glaub' ich, daß es auch Wahrheiten giebt, von welchen unsre Empfindung in einer eben so großen Entfernung stehen muß, als unser Auge von den Weltkörpern. Ein Sternseher nähert sich diesen durch sein Sehrohr; allein der Hirte betrachtet sie auf der Flur, und sieht einen schönern Abend, als der Astronom auf seiner Warte. Auf eben die Art machen jene Wahrheiten uns glücklicher,

wenn wir sie aus dem Gesichtspunkte betrachten, in welchen die Empfindung uns stellt. Ein Weltweiser setzt sie auseinander, und kehrt oft traurig von seinen Untersuchungen zurück.

Alle diese Ueberlegungen gingen vorher, eh' ich den Entschluß faßte, das Manuscript des liebenswürdigen Jesuiten zu übersetzen. Endlich fing ich die Arbeit an, und endigte sie noch unterwegs.

Das Manuscript.

„Hier, wo mich die Sonne sieht,
Wo der Sturm vorüber flieht,
Wo, wenn Eisgebirge schmelzen,
Jede Wolke friedsam zieht,
Jeder Ast für Menschen blüht;
Wo sich laute Donner wälzen,
Und der Donner mich verschont;
Wo die Luft im Haine thront,
Wo der Blitz in Regengüssen
Auf die Erde Segen bringt;
Wo das Land zu meinen Füssen
Ehrfurchtsvolle Wellen küssen,
Und das Ufer Meere zwingt;
Wo der West in Rosen fächelt,
Schönheit Blumenkörbe trägt,
Und das Herz vor Liebe schlägt;
Wo die Großmuth himmlisch lächelt,
Und den Neid in Ketten legt:

Sollte ich hier zu meiner Qual geschaffen seyn? Sollt' ein Tyrann mich in eine Welt gerufen haben, in welcher die Küsse meiner Mutter mich bewillkommten? Ein Geschlecht, das durch Liebe

miteinander verknüpft ist, ward nicht dem Unglücke bestimmt. — Der Gedanke eines Gottes ist der Gedanke der Liebe; und säh' ein Geschöpf kein Erbarmen mehr um sich her, so würd' es bey seinem Schöpfer es suchen. Ja, ich kam aus den Händen eines gütigen Wesens; meine Bestimmung, welche sie auch sey, darf mich nicht beunruhigen. Ich wünschte unsterblich zu seyn: Wenn Menschen es seyn können, so bin ich es gewiß; oder ist die Vernichtung mein Loos, so kann diese nicht so viel Schreckliches haben, daß ich meine Geburt verwünschen müßte; denn sonst wäre ich nicht geboren. Mein Glück und meine Vollkommenheit steigen ins Unendliche; oder sie steigen so lange, bis es besser für mich war, zu seyn, und vernichtet zu werden, als nie gewesen zu seyn. Wir sterben: Sollten wir unentgeldlich der Natur ein so grausames Schauspiel geben? Hierin erkenne ich ihren Beherrscher nicht. Es muß der Tod uns größre Seligkeiten erwerben, oder das Leben ist eine Wohlthat, die wir nicht zu theuer mit dem Tode bezahlen. Giebt es höhere Geister, bey denen unsre ganze Dauer einen Augenblick ausmacht, warum wollen wir unsre Tage nach den ihrigen messen? Jede Gattung von Geschöpfen hat eine angemessene Länge

des Lebens. Das Insekt, das eine Stunde unter unsern Füßen kriecht, lebt nicht kürzer als wir; und für den Menschen ist ein einziger Morgen, was vielleicht ein Jahrhundert für den Engel ist.

Verdient ein Würmchen unsre Klagen,
Wenn es, in Sommertagen,
An einem Rosenblättchen hing,
Und mit dem Blättchen unterging?
Es sah den Rosenstock, es hat den West gefühlt;
Es hat, von Blumen überschattet,
In seinem Welthau sich begattet,
Mit andern Würmchen da gespielt,
Und eine kurze Zeit
Der Schöpfung sich gefreut,
Sich sterbend einen Augenblick betrübt;
Es hat gelebt, es hat geliebt;
Du hast ihm, o Natur! was du vermagst, gegeben:
Ein Würmchen kann nicht Jahre leben.

Wie viel glänzender ist unser Schicksal, als das Schicksal des Würmchens! In den Armen eines Freundes oder einer Geliebten, wenn da die Tugend einen Blick der Zufriedenheit uns giebt, wenn sie die Freude des Unglücklichen uns zeigt, den wir getröstet haben: Welche Wollust! Nur einen Tag, durch sie versüßet, o Gottheit!

und wir müßen für unser Daseyn dich preisen. Aber die Gottheit gab uns mehr als einen Tag, und jede Minute des Tages hat ihre Dauer. In einer Minute kann die erhabenste Handlung gethan, und die höchste Glückseligkeit empfunden werden. Lang genug ist das Leben, wenn es der Natur gemäß ist. Ein vertrauter Umgang mit ihr setzet die Grenzen desselben weiter hinaus, und macht uns zugleich den Tod weniger fürchterlich. Sollte derjenige, der alles um sich her sterben sieht, nicht an diesen Anblick gewöhnt werden, und zufrieden, das zu seyn, was er seyn kann, dem allgemeinen Gesetze sich unterwerfen?

In einer solchen Fassung, wie sollte, bey dem Gedanken an einen guten Schöpfer, noch ein Zweifel mich ängstigen, wenn ich den Zweck seiner Schöpfung erfülle? Ich war des Lebens werth; womit hab ich die Beraubung desselben verschuldet? Ist sie nothwendig, so muß sie nicht so viel Fürchterliches, als das Leben Süßes haben; sonst müßte die Gottheit selbst bey dem Grabe der Tugendhaften trauern. Giebt es aber ein Leben nach dem Tode, so verdiene ich, fortzuleben; und weil ich fähig war, glücklich zu seyn, bin ich es ewig."

Fortsetzung.

„Glücklich seyn, muß derjenige lernen, der dem Tode gelassen entgegen sehen will; wo nicht, so zittert er zugleich vor dem Gedanken der Unsterblichkeit, und vor dem Gedanken der Zernichtung. Vor jenem, weil sein Herz zu der höchsten Seligkeit sich nicht vorbereitet; vor diesem, weil er sein eingeschränktes Leben nicht so verschönert hat, als er es verschönern konnte; weil er aufhören muß zu seyn, ohne das ganze Glück des Daseyns genossen zu haben. Eine quälende Reue! Wär' auch jede Hoffnung einer künftigen Dauer bey mir erloschen, ich müßte das Glück kennen, das Geschöpfen meiner Art am eigenthümlichsten ist; ich müßte den höchsten Grad desselben erreichen. Kein Glück ist ohne Ruhe, keine Ruhe da, wo jede Handlung des Menschen mit seinen innersten Empfindungen streitet. Diese liegen oft tief unter andern Empfindungen

begraben: Rufe du sie hervor, o Natur! In dir ist Wahrheit; du betriegst den nicht, der aus deinem Schooße hervorging. Wohlthätig gegen sich selbst, und gegen alles Mitgeschaffene seyn: Dieß lehrest du jedes denkende Geschöpf.

Du redest laut, den Frevler zu beschämen,
Wenn Grotten friedlich ihn in ihren Schatten nehmen,
Wenn ihm der Zweig mit seinen Früchten winkt,
Wenn er den Saft der Rebe trinkt;
Es lispelt ihm die kleinste Staude zu:
Dir müssen meine Blätter grünen,
Dir muß die ganze Schöpfung dienen,
Und ach! ihr erster Feind bist du!

Auch da, wo die Natur im Wohlthun müßig zu seyn, oder gar Feindseligkeit von Menschen gelernet zu haben scheint, oder vielmehr, wo sie, um ihren Plan zu verfolgen, und im Ganzen vollkommener zu seyn, in ihren Theilen unvollkommen sich zeigt; auch da müßen wir auf sie sehen, und auf unser Gefühl achten, indem wir die Unwirksamkeit und die schädlichen Einflüsse derselben mit ihren wohlthätigen Wirkungen vergleichen. Was wird ein nicht ganz verdorbenes Herz für ein Urtheil fällen?

Dort sinket er an seinem Stab
Ermattet auf die Erde nieder,
Der arme Greis! Vom Sohne kehrt er wieder,
Dem er die letzten Küsse gab.
Wenn er zurück noch sieht und weint,
Wenn auf sein graues Haupt der heiße Mittag scheint,
Wie glücklich dann, in schattigen Gebüschen,
Die Bäche, die den Greis erfrischen!
Wie glücklich, wenn er ruht, der weiche Klee!
So glücklich nicht ist jener todte See,
Wo sich das faule Wasser trübt,
Von Schnittern unbesucht, vom Hirten ungeliebt;
So glücklich nicht der Wüste dürrer Sand,
Der Meere klippenvoller Strand,
Noch das Gestade, wo die Sonne wüthet,
Und Krokodillen-Eyer brütet.
Ein leiser Abendwind erquickt
Die Lilien; es tragen stille Lüfte
Mit Freuden ihre süßen Düfte;
Doch wehe dem verborgnen Gifte,
Das in den schwarzen Kelch die Faust der Rache drückt!

So sprechen wir über die Natur Segen oder Fluch aus, und dieser Segen oder Fluch ist gegen uns selbst gekehrt. Ein zartes fühlendes

Herz hat noch einen größern Schatz von Empfindungen, mit welchen es jeden Gegenstand betrachtet, und die, wenn es ihnen Gehör gibt, mächtig auf dasselbe wirken können. Lieber will ich unter dem Baume liegen, wo ein Hänfling seinen Jungen einige Körner von dem Ueberflusse des Ackers bringt, als an dem Fuße des Felsens, worauf ein Adler die Beute verzehrt."

Beſchluß.

„Mit dieſen Geſinnungen kann ein Weiſer, der unter den Augen der Natur lebte, ruhig vor ihrem Angeſichte ſterben, mit der Verſicherung, daß, wenn ewiges Glück das Theil der Sterblichen ſeyn kann, es auch auf ihn warte, oder, wenn ſeine Dauer aufhört, daß er hier ſo glücklich geweſen ſey, als ein gütiger Schöpfer es wollte. Vielleicht litt er, bey wenigen Freunden, mehr, als ſeine Brüder; aber er fühlte die Erhabenheit einer Seele, die unvermeidliches Elend geduldig erträgt, und lernte liebreich ſeyn, wie die Gottheit. In den letzten Stunden überrechnet er alle Wohlthaten des Lebens, ruft die ſüßeſten Empfindungen deſſelben zurück, und freut ſich noch, geweſen zu ſeyn. Doch, wir wollen dem Schüler der Natur in einer reitzenden Gegend ſeine Hütte bauen, und ihn da ſterben ſehen.

Er dankt den kleinen Quellen,
Die gütig ihn getränkt,

Dem Zephyr und den Waſſerfällen,
Die murmelnd ſeinen Geiſt in ſüße Ruh geſenkt;
Dem Monde, der ihm ſanft geſchienen,
Dem Baume, deſſen Laub den Schlafenden bedeckt,
Der Lerche, deren Lied im Grünen,
Aus leichten Träumen ihn geweckt.
Er ſieht hinab ins bunte Thal,
Empor zum milden Sonnenſtrahl,
Und ehrt des Himmels letzten Ruf,
Und dankt dem, der ihn zum Tode ſchuf.
Ihm danket er für jeden heitern Tag,
Den ein geprüfter Freund an ſeiner Bruſt gezählet,
Für jede Laſt, die ſchwer auf ſeinen Schultern lag,
Weil ſie den Muth zu Tugenden geſtählet;
Für jede ſchöne That,
Und, weil er gern verziehen hat,
Für manchen unverdienten Feind,
Und für die Nachbarſchaft der Armen,
Und für die Thränen voll Erbarmen,
Die ungeſehen er geweint.
Erkenntlich gegen ſeine Flur,
Zufrieden mit der Welt, verſöhnt mit der Natur,
Läßt er, in fröhlichen Gebüſchen,
Sich ſeinen Staub mit anderm Staube miſchen:
Und wenn der May die Blumenknoſpe bricht,
Dann kommen Veilchen aus dem Staube,

Die einst der Jüngling in die Laube
Der ihm getreuen Hirtin flicht.

Gedanke, der den Tod versüßet!
Es stirbt mit uns das Glück der Erde nicht;
Wir lassen eine Welt, in der man lacht und küsset,
Und da verwesen wir, wo noch die Tugend spricht."

So weit geht das Manuscript. Obwohl es keinen Zweifel gegen die Unsterblichkeit erregt, sondern nur den Zweifelnden beruhigen will, und eben durch die Art, wie dieses geschieht, ihn dem Glauben an ein künftiges Leben näher bringt, so wär' es doch nie von mir bekannt gemacht worden, hätte der Besitzer desselben nicht, mit kleinerer Schrift und dazu gesetzter späterer Jahrzahl, Folgendes an den Rand geschrieben.

Die Randgloſſe.

„Als ich mit meinen Freunden dieſen Aufſatz machte, war ich entſchloſſen, ihn nicht auf die Erben kommen zu laſſen, weil mir die Mittheilung desſelben gefährlich ſchien. Einige, fürchtete ich, möchten daraus eine Gleichgültigkeit gegen die wichtigſten Unterſuchungen herleiten. Seitdem aber bin ich durch eben die Gründe, die mich zuvor bey meinen Zweifeln nur beruhigten, zur Gewißheit der Unſterblichkeit gelangt. Derjenige, der vor der Vernichtung, ſo wie Young, ſich entſetzet, oder mit ihm lauter Elend auf der Erde ſieht, muß, nach meinem Syſtem, ein unendliches Leben glauben, um die Gottheit zu rechtfertigen; denn nie war das Vertrauen auf ein allwaltendes liebendes Weſen aus meinem Innerſten gewichen. Zwar iſt die Welt mir lachender, als einem Young; aber ich ſah viele, denen ſie es nicht war: Und wenn ich ſelbſt vor der Vernichtung weniger zitterte, ſo machte das Schre-

cken Andrer mich aufmerksam. Diese Gründe wurden durch den Gedanken verstärkt, daß unter Menschen, die ewig sterben müßten, kein Young auftreten könnte. Wozu der über die Gegenwart sich wegschwingende Geist, der, mit dem Begriffe einer höchsten Vollkommenheit, kühn von seinem Schöpfer die Unsterblichkeit fordert? O für einen Traum ist der Gedanke zu erhaben!

Getrost kann jeder Leser meinen Empfindungen folgen, weil ich es ihnen verdanke, daß ich dem Labyrinth, in welchem ich lang umher irrte, glücklich entkam. Nicht das Gefühl, wenn es der Natur getreu bleibt, sondern falsche Weisheit ist es, die uns irre führt, und ein ängstliches Forschen hindert uns oft zu finden, was wir suchen. Mitten unter meinen Zweifeln, auch wenn ich am wenigsten die Auflösung derselben hoffte, ließ ich von dem Nachdenken über meine Bestimmung nicht ab; nur das Nachdenken darüber ruhiger zu machen, war mein ganzer Wunsch.

Mit einem Herzen, dem das Glück der Menschen heilig ist, übergebe ich diese Blätter meinen Freunden."

Die Eiche *).

An Sie dachte ich, theuerſter Zimmermann, an Ihre patriotiſche Schrift von dem Stolze der Nationen, und an die unpatriotiſchen Deutſchen: Indem zeigte der Poſtillion mir einen ungeheuern Eichbaum am Wege, den die Reiſenden zu meſſen pflegen, und den ich ſchon einmal mit gemeſſen hatte. Jetzt war mir die Dicke des Baums weniger wunderbar, als ſein Alter ehrwürdig. Ohne mich darum zu bekümmern, wie alt die Eiche werden könne, ſetzte ich die Jugend von dieſer in die Zeit unſrer älteſten Vorfahren, gegen welche wir ſo undankbar ſind. — Nie freute ich mich ſo ſehr, ein Deutſcher zu ſeyn!

Hier ſaßen Helden einſt im Schatten,
Als Deutſche, ſelbſt ein Volk, noch eigne Tugend hatten.

*) Bey Bomte, nicht weit von Osnabrück. — Man erinnere ſich, daß dieſes vor acht und dreyßig Jahren geſchrieben wurde!

Auf ihrem Schwerte lag die Hand,
Die nicht für fremden Sold, nicht für des Sieges Tand,
Für Lorbern und bekränzte Wagen' —
Nein! für die Freyheit nur und für das Vaterland,
In Feinde fiel, und schlug, und würdig war zu schlagen.

Hier sprach ein Greis: Gesegnet seyd ihr mir,
Ihr armen kleinen Hütten ihr!
Erzählt dem Enkel spätrer Zeit,
Wie treu, wie muthig er gestritten;
Seyd ihm ein Bild von unsern Sitten,
Lehrt ihn der Väter Redlichkeit.
Du siehst uns, ehrenvoller Hain!
Sey Zeuge, rausch es ihm entgegen;
Sag' ihm der längst Gestorbnen letzten Segen,
Und laß ihn stolz auf seinen Ursprung seyn!

Hier sang ein Mädchen seine Freude,
Wenn es den Liebenden nach einer Schlacht empfing;
Wenn er, zum Scherz, erbeutetes Geschmeide
Auf ihr Gewand von schlechten Fellen hing.
Will man, bey sanfter Liebe Flehn,
Was sich im Herzen regt, gestehn —
O dann ist jede Sprache schön!
Wie reitzend war für dich, o Mädchen, dein Gesang.
Der nicht so süß, wie unsre Lieder, klang!
Die Ahndung hätte dich betrübt,

Daß einst dein Minnelied voll Zärtlichkeit und Würde,
Daß deine Sprache selbst, in welcher du geliebt,
Ein deutsches Mädchen hassen würde.

Gern will ich Ihnen, meine Damen, an einem andern Orte etwas Artiges sagen; aber hier muß ich ein wenig mit Ihnen zürnen. Warum lieben Sie nicht mehr in einer Sprache, die, da Sie Deutsche sind, Ihrer Art zu empfinden, am gemäßesten ist? Warum verführen Sie uns auch noch Ihre Liebhaber, denen Sie nur auf deutsch: Ich liebe Sie, sagen dürften, um sie mit ihrer Muttersprache zu versöhnen? Hätte diese nichts, als ihre Worte voll Nachdruck, so verdiente sie schon Achtung; allein sie hat mehr:

Allmählig bildeten vereinte Musen sie
Zur schönsten Harmonie.
Es ließen Grazien sich deutsche Tempel weihen;
Die Liebe sagt uns ihre Schmeicheleyen,
Es sagt uns seine Tändeleyen
Der Scherz in unsrer Sprache vor;
Doch alles ist umsonst für ein verwöhntes Ohr.

Ja, alles ist umsonst, und deßwegen will ich auch nicht weiter klagen.

Die kleinen Bäume.

Sähen Sie doch, lieber Gleim, die jungen Linden am Fuße jenes Berges, wie sie, gleich weit von einander, in allerliebster Ordnung da stehen! Sie können noch die Winde nicht herausfordern, und freuen sich, im Schutze des Berges zu seyn. Unter ihnen geht gewiß, wenn sie grünen, diejenige Begeisterung umher, aus welcher kleine Verse entstehen; die Verse, zu denen eine Huldgöttin zuerst

An ihrer kleinen Hand
Die kleinen Sylben zählte,
Und die Apoll erfand,
Als Psyche sich vermählte;

Die leicht und ungezwungen,
Voll Jugend, voll Natur,
Ein Cardinal*) gesungen
Der schönen Pompadour;

*) Der Cardinal Bernis.

Mit denen, menschenfeindlich,
Ein kritisch Völkchen zankt,
Indeß die Schöne freundlich
Dem Liedersänger dankt.

Für Könige zu klein,
Für den Palast zu weise,
Vertheilen sie die Preise
Der Schönheit nur im Hain;

Behorchen Nachtigallen,
Und ahmen still, am Bach,
Der Liebe zu gefallen,
Den Ton der Einfalt nach.

Wenn Sie, mein Freund, mich einmal in einer schönern Jahrszeit nach meiner Heimath begleiten, dann wollen wir unter die jungen Linden uns setzen; und Sie singen den Bäumchen und den kleinen Versen ein besondres Lobgedicht.

Der Wald.

Den artigen Bäumen gegenüber hebt ein groſses Gehölz ſeine mächtigen Wipfel empor. Wie öde! Nichts verräth die Spur von Menſchen, als abgehauene Bäume, und geöffnete Steinbrüche. Da muß eine höhere Begeiſterung ihren Sitz haben.

Da wohnt die Phantaſie, die einen Wieland ſchafft,
Groteske Bilder ſieht, und kühn zuſammen rafft.
Ihr zeigt des Mondes ungewiſſes Licht,
Das mühſam durch den Wald in Felſengänge bricht,
Den herrlichen Palaſt verſteinernder Zeniden,
Erbaut von Sylphen und Silphiden.
Da glänzet diamantner Reif
In Gärten, die das Aug' ermüden:
Centaur, und Rieſ', und Drach', und Flügelpferd,
und Greif,
Und Zwerge, Gnomenmädchen, Gnomen
Entſteigen, nach und nach, dem Reiche der Phantomen.

Ihr Ariſtarchen; trotzt indeß
Auf euern Ariſtoteles,

Verklagt die Ritter mit den Feen,
Verdammt die Schwärmerey, die unsern Geist entzückt:
Es wird kein Werkchen untergehen,
Worauf die Kunst ihr Siegel drückt.

Nebst der Phantasie, wird dieser Wald von der Muse besucht, die den Preußischen Grenadier, und nach ihm einen neuern Barden, unter einem alten Namen *), hervorrief.

Sie sitzet auf gestürzten Eichen;
Da hört sie noch den schweren Fall
Des Beils, und, bey dem Wiederhall
Der Hörner, matte Jäger keuchen;
Sie lernt im Sturm, am Wasserfall,
Den mächtigen, den rauhen Schall
Verlebter Wörter oft ertragen,
Und alles voll Begeistrung wagen.

Mit Recht fürchtet sie eine zu weit getriebne Zärtlichkeit, durch welche die Sprache sich entnervt; jedem deutschen Dichter hält sie Opizens Gesänge vor, und behauptet den Charakter ihrer Nation.

*) Der Gesang Ringulphs, des Barden u. s. f.

Das Heiligenhaus.

Spotten will ich über das Bildchen nicht; so schlecht es auch gemacht ist. Für den Landmann ist es immer gut genug. Seine Tempel sind voll Einfalt, wie sein Herz, und die Götter, die er anbetet, darf er sich nur gütig bilden, um selbst gütig zu seyn. Unter einer höhern Gestalt schienen diese vielleicht sich weniger zu ihm herabzulassen: Wo bliebe das Vertrauen? So sagt' ich, da eben ein Bauer vor einem Heiligenhause andächtig den Hut abnahm. Aber für Geister, fuhr ich fort, die sich emporschwingen können, sollte man der Religion, auch in ihren sinnlichen Zeichen, mehr Erhabenheit geben. Ihre Begriffe sind diejenigen, an die unsre Seele von ihrer Kindheit an sich gewöhnen muß: Sind sie groß, so entsteht daraus eine gewisse Größe, die sich über die ganze Seele verbreitet. Warum werden unsre Künstler nicht, wie zu den Zeiten der Praxitele, dadurch angefeuert, daß ihre Werke zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmt sind? Die Bild-

nisse der Bewohner des Himmels sollten des Himmels würdig seyn. Welchen Eindruck kann ein Heiliger machen,

Der, von der gröbsten Hand geschnitzet,
Im gothischen Kapellchen sitzet?
Ihn hätte Rom und Griechenland
Gewiß für keinen Gott erkannt!
Die alten Götter sind aus dem Olymp verbannt;
Doch ist auch da, wo kein Altar ihn schützet,
Apoll, in Marmor aufgestellt,
Noch die Bewundrung einer Welt.

Wehe uns, wenn kunstverständige Nachkommen einst in allen Kirchen, auf allen Landstraßen die Mißgeburten unsrer Bildhauer antreffen! Von dem Geschmack und dem Genie unsers Zeitalters wird die Welt dadurch eine eben so traurige Vorstellung bekommen, als diejenige erhaben ist, die von dem Geschmack und dem Genie der Alten ihre Götter uns liefern.

Der Fluß *).

„Ueber die Roer kommen Sie nicht," schrie der Fuhrmann, der uns auf der Heide begegnete; „heute Morgen war das Wasser so groß, daß alle Wagen umfahren mußten." Nicht über die Roer? Wir wollen es versuchen, rief der Postillion, und fuhr zu.

Die Sonne war ganz untergangen, als mein Bedienter mir von Ferne den Fluß zeigte. Nicht über die Roer? dacht' ich, wie wird mein Bruder sich betrüben? Indeß kamen wir näher, und ich entdeckte den Gott des Flusses, ungefähr so, wie Chapelle den seinigen schildert. Wie, wenn ich hinging, und selbst mit ihm spräche? Wenn ich ihn daran erinnerte (denn einen alten Mann kann man oft dadurch gewinnen), daß vor ungefähr fünfzehn Jahren mein Bruder mit mir seine beyden

*) Bey Duisburg.

Ufer betreten, und daß ihm das Kind müßte gefallen haben? Sahst du nicht, könnt' ich ihm sagen:

Sahst du nicht sein blondes Haar
Schön und lockig fliegen?
Redlichkeit und Freude war
In den edeln Zügen;

In dem Aug' ein offnes Herz,
Sanftere Gefühle;
Neben ihm der freye Scherz
Und die losen Spiele.

Jede kleine Nymphe sah
Nach dem schönen Knaben,
Und die kleinste wollt' ihn da
Zum Vertrauten haben.

Bald aber besann ich mich, daß ein Fluß, dem alle Tage so verschiedne Gesichter vorkommen, sich nothwendig darunter verlieren, und, mit dem glücklichsten Gedächtnisse, mich für einen lächerlichen Schwätzer halten müßte. Besser wär' es, ihm bloß zu erzählen, daß ich einen Bruder hätte, den ich liebte, wie wenige Brüder sich lieben, und daß ich von ihm sehnlich erwartet würde. Vielleicht ließ er durch meine Klagen sich rühren.

Kennest du der Liebe Kuß,
Hast du je geweinet,
Hat ein brüderlicher Fluß
Sich mit dir vereinet;

Dauern kleine Vögel dich,
Wenn, in deinen Buchen,
Sie mit süßem Kummer sich
Wechselsweise suchen;

Bist du, wie die Götter sind,
Gütiges Erbarmen;
O so laß mich, o geschwind
Laß mich ihn umarmen!

Dieß sollte die Anrede seyn; schon war ich im Begriff, hinzugehen; allein nicht weit von mir stand ein allerliebstes Mädchen, das bald in den Fluß hinab, bald nach dem jenseitigen Ufer sah, und mit der Hand einige Thränen verbarg, als wenn die Bäume nicht sehen dürften, daß es weinte. Vermuthlich war es ein unschuldiges Kind, das, durch den Strom von einem Liebhaber getrennt, sich selbst, wär' es möglich, seine Traurigkeit verhehlen wollte.

Wie konnte sich die Kleine so betrüben?
Gewiß, sie mußte zärtlich lieben!
Ach! jede Thräne ließ ihr schön;
Und dennoch, müde sie zu sehn,
Verbarg der Wassergott sich tiefer in dem Schilfe;
Am Ufer ließ er, ohne Hülfe,
Das arme Mädchen stehn.

Nun war keine Hoffnung mehr für mich übrig. Derjenige, der eine weinende Schönheit unempfindlich läßt, ist zu jeder guten That verdorben. Warum konnt' ich den Gott nicht absetzen, das Mädchen in eine Nymphe verwandeln, und ihr die Herrschaft über den Fluß geben? Ihr Arm hätte mit geringerer Stärke die Urne ausgegossen; oder sie wäre mitleidiger gewesen. Doch meine Verwandlung ging nicht an; deßwegen bequemt' ich mich, die nächste Bauernhütte zum Nachtlager zu wählen.

Meierick *).

Städte nannt' ich in der Erzählung meiner Reise nicht; aber dich nenn' ich, kleines Meierick, weil du mehr, als die Städte, mir zeigtest. In dir sah ich die Natur in ihrer größten Einfalt, mit ihren wenigsten Bedürfnissen. Hier, sagte ich, hier können ihre Schüler sie finden.

Hier zündet, an berauchten Wänden,
Sie selber, ländlich angethan,
Mit harten arbeitsamen Händen,
Die düstre Lampe lächelnd an.
Ihr Dreyfuß sind nur schlechte Bretter;
Orakelsprüche redet sie,
Zu dunkel oft für Erdengötter;
Zu dunkel für die Weisen nie.

*) Ein Dorf, unweit Duisburg.

Eine gutherzige Wirthin brachte mir einen irdnen Teller, legte grobes Brod daneben, machte mir ein Bett von Stroh, und da wiederholt' ich der Natur meinen Eid, ihr überall zu folgen.

Eine vergnügte Nacht, und ein vergnügterer Morgen! Die Sterne, von denen einige noch am Himmel stuhnden, als ich wegfuhr, waren schöner, als jemals. Nur wenige Meilen entfernten mich von Düsseldorf; schon däuchte mich, daß die Luft meiner Vaterstadt mich anwehte.

Beylage zu der Winterreise.

Das Kloster*).

„In dem Kloster waren gewiß artige Nonnen!" wird manche junge Dame sagen, wenn sie meine Ueberschrift liest. Ueber das Wort Nonne denkt sie nach, und bey dem Worte artig macht sie eine lose Miene. Verzeihen Sie: Es waren Mönche, und zwar vom strengsten Orden; von denen, die wenig essen, gar nicht sprechen, und niemals ein Mädchen sehen dürfen. „Dann gingen Sie gewiß hin, um über die armen Mönche zu lachen"! Auch dieses nicht. So ungern ich mein ganzes Leben hindurch weinen möchte, so glaub' ich doch, daß man eben so wenig immer lachen muß. — Kurz, ich fuhr mit meinem Bru-

*) La Trappe, eine halbe Stunde von Düsseldorf. Die Geistlichen desselben versicherten mich, daß es nur drey solcher Klöster in der Welt gäbe.

der dahin; wir sahen das Kloster von ferne, dunkle Bäume standen am Eingange; wir wurden stille. Für dießmal vergaßen wir alles, was ein Voltaire und andre von den geistlichen Orden gesagt haben; wir wollten diese Begriffe nicht mit über die Schwelle der guten Leute nehmen, von denen wir wünschten, freundlich empfangen zu werden. Ihr Enthusiasmus, dachte ich, hätte vielleicht, unter andern Umständen, sie zu rühmlichen Thaten geführt. Sie fliehen die Menschen nicht deßwegen, weil sie dieselben hassen; sondern weil sie sich zu schwach fühlen, unter ihnen zu leben. Wir zogen an der Glocke, die Thür öffnete sich. Wie einsam! Ich bat die Freude, mich nicht ganz zu verlassen, aber in einiger Entfernung mir zu folgen. Sie hatte weder die Blumen aus ihrem Haar gerissen, noch das Saitenspiel weggelegt.

Nur dämpfte sie die goldne Leyer,
Den Kranz verhüllte nur ein Schleyer;
Doch schimmerte durch seinen dünnen Flor
Die kleinste Rose sanft hervor.

„Mein lieber Herr Pater, wir wollten gern Ihr Kloster besehen". Leutselig, und mit einem so heitern Gesichte, daß wir darüber erstaunten,

führte der Geistliche uns überall herum. Ihm, als einem Vorgesetzten, war es erlaubt, wenn Fremde kamen, zu reden. Erst wies er uns den Speisesaal, in welchem die Ordensbrüder sich eben hinsetzten, ihre schlechte Mahlzeit zu halten; darauf kamen wir an seine Zelle. Als er sie aufschloß, als ich in dem engen Verschlage von Brettern, der von einer oben gelaßnen Oeffnung sein schwaches Licht erhielt, das schlechte Bett von Stroh, neben diesem einen gemalten Todtenkopf, und zur Seite die Schaufel und das übrige Geräthe sah, womit sie selbst ihre Felder bearbeiten müßen: Gott! Wie schlug mein Herz! Unser Führer lächelte. Gern hätte ich geweint. — „Aber ist es nicht selbstgewähltes Elend"? — Unempfindliche! Ihr wollt nur eure Thränen behalten.

Von da gingen wir in das Zimmer der gefährlich Kranken; es war leer. Auf dem Boden bemerkte ich das gemalte Kreuz, auf welches die eifrigsten unter ihnen sich legen lassen, wenn sie sterben wollen. Hier, dachte ich, hat mancher seine martervollen Tage geendigt, und mancher wird sie noch endigen. Dann vergißt er seine Leiden:

Dann schwebt um ihn ein Jubelton,
Und ruft ihn zum verklärten Volke;
Sein starres Aug erblicket schon
Das Chor der Heiligen in einer lichten Wolke:
Sie zeigen ihm des Himmels neuen Reiz,
Und Palmen blühen um sein Kreuz.

Gerechter Himmel! Sind diese meine Brüder nicht unsterblich? Dann war Unsterblichkeit für sie ein grausamer Irrthum, der um das Glück eines ganzen Lebens sie betrog, und du raffrest, o Himmel! den, der zuerst diesen Irrthum lehrte, nicht von der Brust seiner Mutter weg, als seine Zunge noch gebunden war?

Wie? stürzte nicht ein Fels herab,
Den Weisen zu zermalmen,
Der diesen Götterstolz in unsre Seele gab;
Empfing ein frühes Grab
Den Dichter nicht, der in erhabnen Psalmen
Uns den Gesang der Engel hören ließ,
Ein glänzend Loos, ein künftig Paradies,
Und neue Sonnen uns verhieß?

Gewiß! Diese meine Brüder sind unsterblich! Das Krankenzimmer war eine gute Vorbereitung zu dem Kirchhofe, den wir gleich nachher zu sehen bekamen. Diesen, sagte ich, hat gewiß

ein menschenfreundlicher Prälat angelegt, damit er seinen Untergebnen den Tod versüßte.

Hier schlängeln junge Reben sich,
Hier scheinen der Verwesung Schrecken
Sich in den Schatten grüner Hecken
Und dichter Bäume zu verstecken:
Ihr Freunde, hier begrabet mich!

Sobald einer von den Geistlichen eingesenkt ist, wird ohne Verzug ein neues Grab für den künftig Sterbenden aufgeworfen. Unser Begleiter wies es uns, und sah freundlich hinein. Auf den schwarzen Kreuzen, womit jeder Grabhügel bezeichnet war, las ich einige Namen und Jahrzahlen,

Und lispelte den Todten zu:
O findet die gewünschte Ruh
In diesen stillen Grüften.
Ihr hörtet, fern von Menschen, nicht,
Wie Bosheit mit der Tugend spricht;
Allein ihr höret auch, auf liederreichen Triften,
Der Liebe sanfte Stimme nicht!

Nun waren wir überall umhergegangen; und nun sagte der gutherzige Vater, mit einem Ton und einer Miene, denen man nichts abschlagen

kann: Darf ich von unserm Brod und von unserm Getränk Ihnen anbieten? Ich gebe Ihnen, was ich geben kann. Er that es, bewirthete uns so, wie man zu den Zeiten bewirthet wurde, als Götter noch an die Thüren der Sterblichen anklopften; sah dabey immer vergnügt aus, und bat uns, ihn öfter zu besuchen. Wären wir von seiner Religion gewesen (und er wußte daß wir es nicht waren), unmöglich hätt' er vertraulicher mit uns umgehen können.

O ich seh' ihn noch in seiner zufriednen Stellung, wie er zwischen uns saß, die eine Hand auf das Knie gelegt, und die andre beschäftigt, uns zu dienen. Nicht viel über eine Stunde waren wir beysammen gewesen, und dennoch hatte unser Abschied etwas Zärtliches. Mein Bruder und ich, als wär' es unter uns verabredet, nahmen zugleich, ein jeder eine von seinen Händen in die unsrigen, mit einer gewissen Ehrfurcht, die von jungen Weltleuten ihn desto mehr befremden mußte, da sie außer dem Schooße seiner Kirche geboren waren. Er drückte wieder unsre Hand, mit einem Auge voll Gütigkeit. Dieses Auge konnte nicht lügen!

Auch da wohnt die Freude! sagte mein Bruder, als wir zurückfuhren. Ja, versetzte ich,

und diejenigen, die reden und des Lebens genießen dürfen, klagen über den Himmel. Er versicherte mich, daß er selten eine süßere Ruhe, einen solchen Frieden, über seine ganze Seele ausgebreitet, empfunden hätte.

Bey der Abendmahlzeit sprachen wir wenig, sahen uns oft einander an, und freuten uns, daß wir Brüder waren.

Das Lied der Grazien.

An Gleims Geburtstage, den 2. April 1770.

Wenn ein Mädchen unter ſeinen Schweſtern,
Als die Schönſte geht, ihr Buſen ſanfter ſchlägt;
Wenn ſie hohe Freuden in dem Blicke trägt,
Und die Frevler, welche Tugend läſtern,
Durch ein Lächeln widerlegt;
Wenn ein Dichter eine Welt bekehret,
Und die Menſchen ſüßen Frieden lehret,
Süß, wie ſeiner Leyer Ton;
O dann hat dem Mädchen und dem Dichter ſchon,
In des Lebens erſten Dämmerungen,
Eine Grazie geſungen;
Eine Grazie, die bey der Wiege ſtand,
Als die zarte Seele, kaum geboren,
Sich zu ſuchen ſchien, und noch verloren
In dem erſten, tiefen Traume ſich nicht fand.
Da die zarte Seele ſchon zu bilden,

Schuf die Göttin, nach und nach,
Wo das holde Kind im Schlummer lag,
Eine kleine Welt von blühenden Gefilden.
Durch die Silberwolken brach,
Sanft gemäßiget, der Tag;
Schöne Träume folgten schönen Träumen;
Lämmer spielten unter Myrthenbäumen;
Bey den Lämmern wohnte stille Ruh:
Fernher sang ihr Lied die Grazie dazu.

Dunkel zwar dem Mädchen und dem Dichter
Sind der Kindheit erste Traumgesichter,
Unverständlich ist das Lied für sie;
Aber dennoch ihre Seele bilden,
In der kleinen Welt von blühenden Gefilden,
Muß des Liedes Harmonie.

Einst auf Blumen wird das Mädchen liegen,
Einst auf Blumen, wo im jungen May
Nachtigallen über ihr sich wiegen;
Und des Hirten Feldschalmey
Ruft der Freuden beßres Chor herbey;
Jedes Blättchen sagt im jungen May
Lispelnd ihr, wie schön die Unschuld sey.

Zwischen Hirten, welche Kränze winden,
Wird der Dichter einst die Weisheit finden;

Voller Einfalt, so wie die Natur,
Wie der Himmel, rein, und lachend, wie die Flur.

Deines Lebens erste Dämmerungen
Sahen auch, die Grazien, o Freund!
Und dir haben sie, vereint,
Voll Unsterblichkeit ein Lied gesungen.

„Nymphen in den Hainen, in den Flüssen!
Kleine Nymphen, wachset auf mit ihm;
Spielet um ihn her, und lehrt ihn küssen:
Denn es wird der Bosheit Ungestüm
Sich, sobald er singt, zu seinen Füßen
Unter Blumenketten schmiegen müßen;
Denn er wird der Tugend Leid versüßen;
O ihr Nymphen in den Flüssen,
In den Hainen! lehrt ihn küssen;
Kleine Nymphen! wachset auf mit ihm.

Wachset auf mit ihm, und blüht geschwinder,
Junge Rosen! wachset auf.
Alle Weste wehen hier gelinder,
Und gelinder ist der Bäche Lauf.
Hier besuchen Götterkinder
Ihren Liebling: O geschwinder
Blüht, ihr jungen Rosen! auf.

Blüht geſchwinder, ihr Gebüſche!
Denn, im fröhlichſten Gemiſche
Gehen, unter Muſen, hier
Mit dem ſchönen Knaben wir.
Glanz erfüllet die Gebüſche:
Seht! im fröhlichſten Gemiſche,
Seht! im Glanze ſteiget er empor
Zu der Götter Chor."

Lied des Orpheus,

als er in die Hölle ging.

Wälze dich hinweg, du wildes Feuer!
Dieſe Saiten hat ein Gott gekrönt;
Er, mit welchem jedes Ungeheuer,
Und vielleicht die Hölle ſich verſöhnt.

Meine Saiten ſtimmte ſeine Rechte:
Fürchterliche Schatten, flieht!
Und ihr winſelnden Bewohner dieſer Nächte,
Horchet auf mein Lied!

Von der Erde, wo die Sonne leuchtet,
Und der ſtille Mond;
Wo der Thau das junge Moos befeuchtet,
Wo Geſang im grünen Felde wohnt;

Aus der Menſchen ſüßem Vaterlande,
Wo der Himmel euch ſo frohe Blicke gab,
Ziehen mich die ſchönſten Bande,
Ziehet mich die Liebe ſelbſt herab.

Meine Klage tönt in eure Klage;
Weit von hier geflohen iſt das Glück;
Aber denkt an jene Tage,
Schaut in jene Welt zurück!

Wenn ihr da nur einen Leidenden umarmtet,
O ſo fühlt die Wolluſt noch einmal;
Und der Augenblick, in dem ihr euch erbarmtet,
Lindre dieſe lange Qual!

O ich ſehe Thränen fließen!
Durch die Finſterniſſe bricht
Nun ein Strahl von Hoffnung; ewig büßen
Laſſen euch die guten Götter nicht!

Götter, die für euch die Erde ſchufen,
Werden aus der tiefen Nacht
Euch in ſelige Gefilde rufen,
Wo die Tugend unter Roſen lacht.

Elyſium.

Ein Vorſpiel mit Arien.

(Zum erſten Mal aufgeführt von der Geſellſchaft königlicher Schauſpieler zu Hannover, an dem Geburtsfeſte der Königin. Im Jenner 1770).

Perſonen.

Eliſe.
Themire.
Eraſt.
Lindor.
} Schatten in Elyſium.

Ein ungenannter Schatten.
Vier tanzende Schatten.
Ein Chor von Schatten, hinter der Scene.

Das Theater ſtellt die elyſäiſchen Felder vor.

Prolog.

Ein Schatten aus Elysium.

Wenn Könige, durch nichts, als ihre Siege, groß,
Von Sclaven sich vergöttert sehen,
Und voller Stolz in ihrem Tempel stehen;
Dann reißet aus der Nächte Schooß
Oft eine Furie sich los,
In ihren Festen sie zu stören,
Und jeden leisen Fluch der Bürger anzuhören,
Den, vom Geschrey des Hofes übertäubt,
Die rächerische Hand ins Buch des Todes schreibt:
Um ihn erklinget ihre Kette,
Wenn, sterbend, auf dem Purpurbette,
Der Mächtige, den alles flieht,
Nur einen leeren Thron, und ein Gewölbe sieht,
Wo der Verwesung lange Nacht
Kein Saint-Denis ihm minder furchtbar macht.

Er kömmt: Es hemmen sich der Hölle schwarze Flüsse;
So nennen ihm die Finsternisse
Sein unterdrücktes Vaterland;
Und Helden fluchen ihm, die er hinabgesandt.

Wenn aber ein Monarch der Erde Glück geschworen,
Der nie den großen Schwur entweiht,
Den Schwur, von dem kein Thron die Könige befreyt;
Wenn, in Entzückungen verloren,
Sein treues Volk ihn Vater heißt,
Und, o Natur! ihn deine Stimme preist;
Dann kehrt zur Oberwelt, beym Schall der Jubellieder,
Ein Chor beglückter Schatten wieder!
Ihm singt das unsichtbare Chor
Elysische Gesänge vor.
Er stirbt, und segensvolle Worte
Begleiten ihn bis an die dunkle Pforte.
Da geht vor ihm ein Strahl von seiner Tugend her;
Er leuchtet sanft am nächtlichen Gestade;
Da folgt ihm unbereute Gnade;
Der Acheron ist schreckenleer;

Die finstern Ungeheuer schwinden,
Und die Tyrannen selbst empfinden.

So wohnet unter uns erhabner Fürsten Lohn;
So droht ein Strafgericht dem Würger;
Doch rüstet auch die Hölle schon
Sich gegen ungetreue Bürger;
Und reiner Wonne Glanz umgiebt
Ein Volk, das seinen König liebt.

Du liebest Ihn, o Volk! Es knüpfen schöne Bande,
Zum Ruhm der Menschlichkeit, nicht zu der Freyheit Schande,
Dich an den königlichen Thron.
Du liebest Ihn, den Götterſohn;
Weil keine klagende Trophäen
Auf deinen wüsten Aeckern stehen.
Du liebest Ihn, weil sein Palast
Nicht das geraubte Gold von tausend Bürgern faßt,
Und Aeme nicht bethränt nach seinem Golde sehen.
Du liebest Ihn, weil jeglicher Altar
Der Gottheit unverletzlich war;
Nicht Priesterwuth im Heiligthum entbrannte,
Und nie der Nachbarn Hohn dir einen Calas nannte.

Du liebeſt Ihn, und Sie .... Wenn in ein ſtilles Thal
Die Frühlingsſonne fällt, und ſich zum erſten Mal
An ihr ein zartes Veilchen wärmt,
Indeß ein leichter Weſt um junge Blätter ſchwärmt;
Wie dann herab von goldner Wolke
Die Blumengöttin lacht, ſo lächelt Sie dem Volke.
So lächelt Sie, die beſte Königin,
Der Unſchuld hohe Führerin,
Der Unſchuld, welche ſonſt in Hütten ſich verſtecket,
Und da die kleine Tafel decket.
Ihr Länder! ſeht, wie unverſtellt
Zu Ihr die Tugenden im Schäferkleide kamen;
Wie, vor den Augen einer Welt,
Sie nicht die heiligſten der Namen
Für unbedeutend, Ihrer unwerth hält;
Wie Sie getreu den Gatten küßt,
Und, auch als Königin, noch eine Mutter iſt ....
Ihr Länder! jauchzet Ihr entgegen;
O jauchzet Ihr, und fordert Ihren Segen!

Ein holder Tag, ein ſüßer Augenblick!
Mich aber winkt Elyſium zurück;

Wir feyern dieſes Volkes Glück;
Und Euer Glück, erhabne Brüder*)!

Es müſſe ſchön, wie unſre Lieder,
Und ruhig, wie ein ſtiller Hain,
In welchem edle Schatten gehen,
Die vor ſich ihre Thaten ſehen,
Ihr Fürſten, Euer Leben ſeyn!

---

*) Die Brüder der Königin, die Prinzen Carl und Ernſt von Mecklenburg-Strelitz, welche bey der Vorſtellung zugegen waren.

Elysium.

Erster Auftritt.

In der Ferne der Styx.

Elise.

(Sie kömmt in dem Nachen des Charon an. Vier bekränzte Schatten empfangen sie, und setzen ihr einen Myrthenkranz auf. Die Schatten verschwinden. Elise sieht voll Verwunderung und Entzücken in diesen neuen Gegenden sich um.)

Welche Fluren! welche Tänze!
Welche schön geflochtne Kränze!
Welch ein sanftes Purpurlicht;
Sanfter war die Morgenröthe,
Die des Waldes Grün erhöhte,
Mir im schönsten Lenze nicht.

Ist es nur ein Traum, Elise?
Jeder Hain und jede Wiese
Sind Gesang um mich herum.
Friede, nie gefühlter Friede
Tönet hier in jedem Liede:
Dieses ist Elysium!

Ja, dieses sind die Felder, zu denen der Uebergang aus jener Welt die Sterblichen ängstiget. Ein kurzer, ein leichter Schritt; und ihm folgen so viele Freuden! Ganz unbekannt sind diese Freuden mir nicht. Einen Theil derselben empfand ich an dem Tage, da ich einen kleinen Vorrath von Früchten in die Stadt zum Verkaufe trug, und unter einer Linde ausruhte. Wie hungerte den armen Mann, der mich um ein Almosen bat, und dem ich nichts geben konnte, als einige Früchte aus meinem Korb, und die Hälfte von meinem Mittagsbrote! Wie vergnügt setzte er sich zu mir hin, und wie schmackhaft war mir das Brod, das ich mit ihm getheilt hatte! Aber ich habe ja die Richter der Hölle noch nicht gesehen? Genug! Mein Herz versichert mich, daß ich diesen Ort nicht entheilige. — Will dieser Schatten vielleicht mich zu meinem Richter führen?

Zweyter Auftritt.

Eliſe. Ein Schatten, (mit einer ſchwarzen Schale in der Hand).

Der Schatten.

Willkommen, Eliſe! Deinen Namen ſagte mir dein Geſang.

Eliſe.

Mein Freund, ſenden dich die Richter zu mir?

Der Schatten.

Du biſt ſchon gerichtet. Dein erſter Gedanke in Elyſium war dein Urtheil.

Eliſe.

Geſegnet ſey der Mann, der neben mir unter der Linde ſaß! . . . Aber wozu dieſe Schale? Bringeſt du ſie mir, mein Freund?

Der Schatten.

Ja, meine Freundin! Jeder Ankömmling in Elyſium muß aus dem Fluſſe der Vergeſſenheit trinken.

Eliſe.

Als ich ſtarb, ließ ich eine Mutter in der größten Armuth zurück. Mit meinen Händen verdiente ich ein wenig Oel auf unſre Lampe, und ein wenig Feuer auf unſern Herd. Die Lampe wird mit meinem Tode, aus Mangel des

Oels, erloschen seyn, und bey dem letzten Holze kochte sie meinen letzten Trank. Ich sehe sie noch, wie sie vor meinem Bette kniete, und sich das Gesicht verbarg. Sie weinte laut, als ich den letzten Seufzer ausstieß. Ein trauriges Andenken! Aber vergessen möchte ich meine Mutter nicht. Für sie wird die Gottheit sorgen, die für mich dieß Elysium schuf, und bald werde ich sie wieder umarmen.

Der Schatten.

Wie viele Tugenden kamen mit dir in diese Felder herab? Sie vermehren unsre Freuden.

Elise.

Ich hatt' einen Geliebten. Er war arm, und mit ihm hätte ich meine Mutter nicht ernähren können; deßwegen gab ich ihm meine Hand nicht. Er starb, und ich werde ihn wieder finden; denn er war tugendhaft. Soll ich die Stunden, da er mein Elend mir erleichtern half, soll ich die vergessen?

Der Schatten.

Nein, liebenswürdiger Schatten, vergessen sollst du deine Mutter und deinen Geliebten nicht. Ruhiger nur sollst du deiner Leiden dich erinnern.

Eliſe.

Völlig vergeſſen möchte ich einen einzigen Umſtand meines Lebens. Wir hatten einen Rechtshandel, welcher unſer kleines Vermögen uns raubte. An einem Tage ſah ich meine Mutter, wie ſie das letzte Stück Geld einwickelte; zu verſchiedenen Malen in ihren Händen es umkehrte; bald mich, bald den Himmel anſah, und weinte. Sie brachte es denen, auf deren Spruch unſer ganzes Glück beruhte; dieſe nahmen es, und doch verloren wir durch ihre Saumſeligkeit alles. Wir haben ihnen verzeihen, aber der Himmel hat den Blick meiner Mutter geſehen. Wehe denen, welche damals im Gerichte ſaßen! . . . O das Andenken an die Unempfindlichkeit der Menſchen möchte ich aus meiner Seele verbannen.

Der Schatten.

Hier, Eliſe, wohnet überall zärtliche Liebe! Du wirſt unter dieſen glücklichen Geiſtern jene vergeſſen. Nur dann, wenn unſre Freunde die Seligkeit Elyſiums verſcherzen, nur dann dürfen wir uns nicht mehr erinnern, daß ſie waren. Eine zweyte Schale, wie dieſe, vertilget jeden Gedanken an ſie. Würde nicht der bloße Name eines ſolchen Unglücklichen, ſelbſt in dieſen Fel-

dern, unſre Seligkeit, und, wenn ſie uns traurig ſähen, die Seligkeit andrer ſtören?

Eliſe.

Gieb mir die Schale. Wenn ich nur nicht eine zweyte leeren muß! .... Ich wurde von einer Freundin geliebt; nicht lange geliebt ... Aber ſie hat mir viele Thränen gekoſtet! Himmel, wenn ich ſie nicht wieder fände!

Der Schatten.

Du haſt die Schale geleeret. Nun, Eliſe, nimm dieſen Kranz, und gieb ihn dem erſten Schatten, welcher Dir begegnen wird.

Dritter Auftritt.

Eliſe (allein).

Dem erſten Schatten? Gewiß iſt es mein Geliebter! Er verſprach, an dieſem Ufer zu ſeyn, wenn ich anlangen würde ... Wie würd' ich ihn lieben, jetzt da ich in Elyſium bin! Ich fühl' es, ich wurde zu der reinſten Seligkeit geſchaffen. Seitdem ich aus jenem Fluſſe trank, verſchwindet mir alles, was ein kurzes Leben Trauriges hatte. Immer weiter geht das Elend von mir weg; immer leiſer hör' ich die bangen Töne, woran

dieſes Ohr gewöhnt war. Sogar die letzten Klagen meiner Mutter hör' ich leiſer. — Ein ſchwacher Laut, der nicht mehr ängſtigen kann!

So leiſe ſchlug mit ihrem Flügel
Die Nachtigall;
So leiſe rief am fernen Hügel,
Der Wiederhall.

Es hüllt ſich jedes Bild von Schmerzen
In eine ſchöne Dämmerung:
Der Himmel iſt in meinem Herzen
Und göttliche Befriedigung!

Ich ſehe den Schatten . . . Aber mein Geliebter iſt es nicht! Wer er auch ſey, ſo iſt es ſchön, in Elyſium Kränze zu vertheilen.

Vierter Auftritt.

Eliſe. Themire

(von ferne, ohne Eliſen zu bemerken).

Eine lange Nacht! . . . Aber jetzt eine neue Schöpfung! . . . O Natur, ich kehre zu dir zurück. — In jener Welt mochte ich die Sonne nicht ſehen, wie ſie auf und unterging: Eine lange Nacht

hat es mich gelehrt. O wie hätte da der kleinste Strahl der Sonne mich entzückt! Dieses Licht ist noch schöner als die Sonne. Wie schön ist alles um mich her! jedes Blättchen ist schön. In der langen Nacht grünte mir kein Blättchen, weil ich in jener Welt die grüne Wiese nicht sah. Ihr kleinen Blumen, ihr mußtet nur meiner Eitelkeit dienen ... Aber verlassen? Noch immer verlassen?

(Sie wird Elisen gewahr, die auf sie zugeht.)

Gütiger Himmel! Gutes, freundliches Geschöpf; ich kenne dich nicht; aber wie süß ist es, eine menschliche Bildung zu sehen! O sprich, laß mich wieder eine Stimme hören.

Elise.

Du sollst meine Stimme hören, du sollst von mir geliebt seyn. Unglückliche! lebtest du in einer Wüste?

Themire.

O hätt' ich mit dir in einer Wüste gelebt! In einer zu großen Welt wurde ich geboren, und sie machte mein Unglück.

Elise.

Von der großen Welt war ich weit genug entfernt; und dennoch machte sie auch einen Theil des meinigen.

Themire.

Leider gehen diejenigen, die an den Höfen vergessen machen, was Liebe, Freundschaft und Menschlichkeit sey, leider gehen sie, wenn ihnen da keine Verwüstungen mehr übrig sind, auch in die Hütten, und rauben der Unschuld ihre guten Empfindungen.

Elise.

Dieses war mein Schicksal nicht! . . . Allein ich will dir nichts Trauriges erzählen.

Themire.

Großmüthiger Schatten! . . . Von mir sollst du alles wissen; eher kann ich mich nicht beruhigen. — Alles sollst du wissen, und darum nicht weniger mich lieben.

Elise.

Meine Freundin! Wir sind in Elysium.

Themire.

Ja, wir sind in Elysium. Wer ich, und was mein Herz war, kannst du daraus beurtheilen, daß eben dieser Gedanke mich mehrmals in Furcht setzte. In Elysium? An einem Orte, wo weder Sopha, noch Spieltisch, noch Anbeter sind, und, welches mir das entsetzlichste war, wo kein altes Geschlecht mehr etwas gilt?

Eliſe.

Unterdeſſen war für mich Elyſium ein Ort, wo man nicht mehr hungert, und nicht mehr, weil man arm iſt, verachtet wird.

Themire.

Ich hatt' eine Freundin; ich weiß nicht, ob ſie noch in Elyſium iſt; aber ich werde ſie ſuchen. Es war die Tochter unſers Pächters, und die Geſpielin meiner Kinderjahre. O ein gutes, zärtliches Mädchen! Ich Grauſame! Wir bauten kleine Lauben zuſammen, und pflückten Blumen, und küßten uns. Damals war ich der Natur noch getreu! Wie liebte ſie mich! Eine ſolche Freundin fand ich nicht wieder. Aber kaum wuchs ich heran . . .

Eliſe.

Das arme Mädchen!

Themire.

Lange hatten wir uns nicht geſehen; da kam ſie voller Freuden, und brachte mir einen Blumenſtrauß, und ich . . .

Eliſe (für ſich).

O ich muß ſie umarmen!

Themire.

Und ich dankte ihr mit einer gnädigen Miene. Sie ſah mich an, in ihren Augen waren Thränen; ſie konnte nichts ſagen, als ſie Abſchied

nahm, und als meine Bedienten ihr begegneten, weinte sie.

Elise.

Und das Mädchen hieß?

Themire.

Noch war Empfindung in meinem Herzen. Auch ich ließ einige Thränen fallen; allein meine Mutter fragte mich nach der Ursache; und da schämte ich mich; sie zu sagen. Hiermit gab ich der Unschuld das letzte Lebewohl.

(Elise geht auf sie zu, faßt ihre Hand, und sieht mit der größten Rührung sie an. Themire fährt nach einer kleinen Pause fort.)

Doch nein! Meine Freundin gerieth in Armuth, und einst schickte ich ihr, ohne daß meine Mutter es wußte, von meinem Spargelde. Aber warum ließ ich sie nicht zu mir kommen, um sie selber zu trösten?

Elise (für sich).

Sie ist es!

Themire.

Mitten unter allen Zerstreuungen dachte ich im Anfange noch an sie; aber endlich wurde sie ganz vergessen; und nun fing ich an, die Menschen zu verachten, und mit Stolz auf diejenigen herabzusehen, die besser waren, als ich ... Mein Ende

war da. In meinem Herzen erwachten die Empfindungen, welche man getödtet hatte, und ich kam in die Gefilde der Nacht, welche die Hölle von Elysium scheiden, und die Klagen der Elenden vor den Ohren der Seligen verbergen. O wie klein wurde mir hier alles, was mir so groß geschienen hatte! Nur um ein schwaches Licht bat ich in den schrecklichsten Finsternissen. Nun dachte ich an meine verschmähte Freundin, als ich keinen Laut von Menschen mehr hörte. Ach! In Wüsten erst lernet man, was ein Geschöpf dem andern sey.

Elise.

Und nun liebst du das Mädchen wieder?

Themire.

Ob ich es liebe? Nur die Küsse, die sie mir in meiner Kindheit gab, waren aufrichtige Küsse. Was sind die Umarmungen der großen Welt?

Elise

(die mit einer noch großern Rührung sie ansieht, und ihre Hand in die ihrige legt).

Und das Mädchen hieß?

Themire

(welche nach und nach sie erkennt).

Elise!

(Sie fällt voll Zärtlichkeit in ihre Arme. Während des Eingangs zur folgenden Arie, setzet ihr Eliſe den Kranz auf.)

Du willſt, Eliſe, mir verzeihen?
Was kann an dieſen Ufern noch
Die Seligen entzweyen?

O könnten unſre Schatten doch
In die Paläſte wiederkehren,
Und da der Menſchen Würde lehren!
Dann lehrte nie den erſten Kuß
Die Nacht des Erebus.

Eliſe.

Wie glücklich, meine Themire: Dich hat der Himmel mir zur erſten Vertrauten im Elyſium beſtimmt. Aber Themire, haſt du hier einen Geliebten?

Themire.

Anbeter genug hatte ich in jener Welt; aber keinen Geliebten. Geliebte nannte ich ſie auch in meiner vorigen Sprache; allein in dieſen Feldern redet man die Sprache der Wahrheit und der Natur.

Eliſe.

Du verdienſt mit mir in Elyſium zu ſeyn; darum komm, und hilf meinen Geliebten mir ſuchen. Er hat gleich mir eine Hütte bewohnt; hilf ihn

mir suchen. Oft sah' er die Thränen, die um dich meine Zärtlichkeit weinte ... Aber was für ein Schatten? Welch ein süßer Zwang hält mich zurück? Ich muß mit ihm reden.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Erast (ohne die Schatten zu sehen).

Keiner unter allen Schatten hat ihn gekannt! Und wie sollte man ihn kennen? Wer wird die einsame Wohnung in dem kleinen Thale besuchen? Seiner Nachbarn sind wenig ... O Lindor!

Elise (voller Rührung).

Lindor!

Erast.

Welche Stimme! Wer bist du, freundlicher Schatten, der du einen von mir so geliebten Namen wiederholest?

Elise.

Du nanntest ihn gewiß nicht öfter, als ich; und nie mit größrer Zärtlichkeit.

Erast.

Wer bist du?

Elise.

Ein in jener Welt unbekanntes Mädchen, unbekannt, wie Lindor; arm und redlich, wie er.

Erast.

Arm und redlich? Wir sehn uns wieder, mein Sohn!

Elise.

Dein Sohn? (sie umarmt ihn).

Erast.

Und du?

Elise.

Hätten die Reichen mit uns ihre Reichthümer getheilt, wie wir mit den Armen unsre Armuth, so wär' ich seine Gattin. Aber dich darf ich doch meinen Vater nennen? O wie oft haben wir dich gesegnet!

Erast.

Meine Tochter! Meine geliebte Tochter!

Elise.

Eile, führe mich hin zu deinem Sohn; ich will an deiner Hand ihn wieder sehen, vor deinen Augen ihn wieder umarmen; ich will . . .

Erast.

Gütiger Himmel! Ist er hier?

Elise.

Und du sahst ihn noch nicht? Er ist lange mir vorangegangen.

Erast

(mit trauriger Stimme).

O mein Sohn!

Elise.

Wenn keine Seelen der Tugendhaften umkommen, so ist er hier.

Themire.

Gewiß ist er hier; denn ich bin in Elysium! Komm, meine Freundin! Vielleicht sucht er seinen Vater. Ach! In einer bessern Welt hätte ich deinen Geliebten glücklich gemacht. Auch Er muß mich sehen, und mir verzeihen.

Sechster Auftritt.

Erast. Ein Schatten.

Erast (allein).

Umsonst! Sie finden ihn nicht. — Es giebt Schwachheiten, zu denen die besten Seelen herabsinken, und viele werden hier freygesprochen, welche die Welt verdammte. Aber wenn er durch

verstellte Tugend ein unschuldiges Mädchen betrog. — O mein Sohn!

Ein Schatten
(mit Sanftmuth, aber mit Würde).

Eraſt! Heilig ſind die Felder Elyſiums; dieſe Klagen entheiligen ſie. Vielleicht iſt dein Sohn in den Gefilden der Nacht, in welchen viele Seelen zu dieſen Wohnungen vorbereitet werden. Schon haben unſere Richter den Herold abgeſandt, der die Seelen zurück ruft; er ſoll ihn ſuchen. Iſt er nicht in den Gefilden der Nacht, ſo mußt du den Sohn vergeſſen. Dann ſchöpfe ich die zweyte Schale für dich aus dem Lethe.

(geht ab.)

Eraſt.

In den Gefilden der Nacht? — Aber dann war er nicht ſo redlich, wie er Eliſen ſchien. Dann hat er ihr Tugenden gezeigt, die nicht in ſeiner Seele waren. Wer die Menſchen täuſchet, der denket auch die Richter der Hölle zu täuſchen. Nein! weil er nicht in dieſen Gefilden iſt, ſo iſt er auch nicht in den Gefilden der Nacht. — Unglücklicher! In welcher Stunde verloreſt du das Recht auf Elyſium?

Da tönte dir von meinem Segen
Gewiß der letzte Laut entgegen;
Da warnte meine Stimme dich,
Und jeder Hain verdunkelte sich;

Und dunkel wurd' es in dem Thale,
Wo nun mein Geist zum letzten Male
Dir, stumm und bang, vorüber schlich;
Und alle Tugenden weinten um dich!

Siebenter Auftritt.

Erast. Elise. Themire.

Themire.

Wir haben ihn nicht gesehen, und die Seligen wissen seinen Namen nicht.

Elise.

Sie wissen den Namen meines Geliebten nicht!

Themire.

Aber ein Herold ist in den nächtlichen Gefilden.

Erast

(nach einer Pause.)

Umsonst.

Themire.

Der Schatten wird wieder kommen.

Eraſt
(nach einer Pauſe).
Und die ſchwarze Schale mit ihm.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Schatten.

(Während des Eingangs zur folgenden Arie kömmt der Schatten, und bringt dem Eraſt die Schale, indem er ihn mitleidig anſieht. Eraſt nimmt die Schale.)

Eliſe.
O mein Geliebter!
Eraſt.
O mein Sohn!
Auf ewig ſoll ich ihn vergeſſen,
Der Gattin mütterlichen Ton,
Als du — wie nenn' ich dich, mein Sohn? —
In ihrem Schooße noch geſeſſen?
Auf ewig ſoll ich ihn vergeſſen?
Eliſe.
O mein Geliebter!
Eraſt.
O mein Sohn!

Elise.

Auf ewig soll ich es vergessen,
Das Thal, wo wir als Kinder schon —
Wie süß war deiner Stimme Ton! —
Voll treuer Zärtlichkeit gesessen?
Auf ewig soll ich es vergessen?
O mein Geliebter!

Erast.

O mein Sohn!

Ich gab ihm den ersten Kuß, als er geboren ward, und den letzten, als ich starb. Diese Küsse sind verloren. So viele Freuden sind verloren! Ich habe keinen Sohn mehr!

Themire.

Gerechter Himmel! Vielleicht hat ihn die Armuth zu Lastern verleitet. Ich konnte ihn glücklich machen und seine Tugend erhalten.

Erast.

Ich will sie leeren. — In dem Augenblicke, da ich sie leere, wird eine unzählige Menge von Söhnen geboren. — O ihr Väter!

(Indem er die Schale ansetzen will, unterbricht ihn die Musik der folgenden Arie. Er sieht sich um)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Lindor.

Lindor

(in einiger Entfernung).

Empfanget, ihr Gefilde, mich!
Hier, wo nicht mehr Verlaßne flehen,
Hier, wo verklärte Geister gehen,
Hier soll ich meinen Vater sehen,
Und voller Glanz, Elise! dich.

Empfanget, ihr Gefilde, mich!
Hier werden keine Thränen fließen;
Ich werde meine Freunde grüßen,
Und zärtlicher den Vater küssen,
Und zärtlicher, Elise! dich.

(Während der Arie giebt Eraſt die Schale zurück.)

Elise

(geht mit einer Umarmung auf ihn zu).

Lindor!

Lindor

(zu Eraſt, mit einer Umarmung).

Mein Vater!

Themire.

Du haſt mit Eliſen um mich geweint. Ich vergaß euch, als ihr von den Menſchen verlaſſen wart. Umarme mich! Ich bin Themire.

(Er umarmt ſie.)

Lindor.

Schon lange, meine Freunde, hätte ich in diesen Gegenden euch umarmt; allein ich starb mit einem kleinen Hasse gegen eine Welt, in welcher Elise nicht glücklich seyn konnte, und wo die zärtlichste Liebe nicht einmal eine Hütte fand. Ehe ich die Wohnungen des Friedens betrat, mußte ich mit den Menschen mich versöhnen; deßwegen irrte ich an dem jenseitigen Ufer des Flusses, und prüfte mein Herz. Nun, meine Freunde, nun ist meine Seele voll Friede, wie diese Gebüsche; nun können wir ewig uns lieben!

Erast.

Ihr Schatten Elysiums, ihr gütigen Schatten! Feyert mit uns dieses Fest, und vereinigt mit den unsrigen eure Gesänge.

Kinder sitzen euch zu Füßen:
Seht ein künftiges Geschlecht!
Und, ihr Väter, unter Küssen
Lehret sie der Tugend Recht;

O ihr Väter, zeigt im Bilde,
Zeiget ihnen unser Glück:
Eure Lehren sind ein Blick
In elysische Gefilde.

Chor.

O ihr Väter! u. s. w.

Elise.

Sanfte Tugenden vermählen
Sich mit holder Liebe Scherz,
Und verschönern so die Seelen,
Und erheben jedes Herz.

O ihr Liebenden! Im Bilde
Seht ihr unser ganzes Glück:
Eure Freuden sind ein Blick
In elysische Gefilde.

Chor.

O ihr Liebenden u. s. w.

Lindor.

Suchet ihr umsonst Erbarmen,
Ist geflohn der Menschen Huld,
O so tröstet euch, ihr Armen!
Lernet göttliche Geduld.

Ihr Verlaßnen! Schon im Bilde
Lächelt euch ein beßres Glück:
Eure Thränen sind ein Blick
In elysische Gefilde.

Chor.

Ihr Verlaßnen! u. s. w.

Themire.

Wenn, in glänzenden Palästen,
Ihr der Erde Götter scheint;

O so denkt an euern Festen,
Denket, daß die Armuth weint.

O ihr Großen! Seht im Bilde
Schon der Menschenliebe Glück:
Jede Wohlthat ist ein Blick
In elysische Gefilde.

Chor.

O ihr Großen! u. s. w.

Ernst.

Gräber winken, und vernichtet
Ist der Tugendfeinde Spott.
In der Hölle wird gerichtet,
Und im Himmel ist ein Gott!

O ihr Menschen! Seht im Bilde,
Seht der Unschuld hohes Glück:
Waget öfter einen Blick
In elysische Gefilde.

Chor.

O ihr Menschen! u. s. w.

Inhalt des ersten Bandes.

Erste Abtheilung.

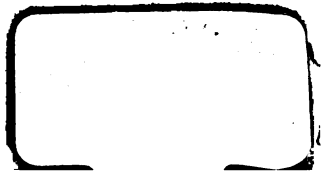
Leben J. G. Jacobis von einem seiner Freunde . . . . . S. 5—168

Zweyte Abtheilung.

Seite.

Vorrede des ersten Bandes zweyter Abtheilung 171
An Gleim 182
Gleim an Jacobi 186
Antwort 189
An Gleim, im December 193
An Ebendenselben 198
Lalage an Gliphästion 201
An die Karschinn 203
An den Geheimenrath Klotz 207
An Mad. Hensel 209
An meinen Bruder 212
An zwey Täubchen 217
Der Faun 219

	Seite.
An **	221
An Belindens Bett	223
An Philaiden	226
An die Gräfin von H**, Stiftsdame zu G**	227
Ueber den heil. Hippolytus u. s. w.	229
Venus im Bade	244
An die Liebesgötter	246
Das Täubchen	248
Das Gewitter	250
Der Kuß	252
Bey Uebersendung einiger Blumenstöcke im März	256
Nachtgedanken. An Gleim	258
An Gleim	270
An die Frau von **	276
An den Geheimenrath Klotz	278
An **	287
Winterreise	290
Beylage zu der Winterreise	340
Das Lied der Grazien. An Gleims Geburtstage	347
Lied des Orpheus, als er in die Hölle ging	351
Elysium. Ein Vorspiel mit Arien	353

52632233

1/4 1 125 — 61